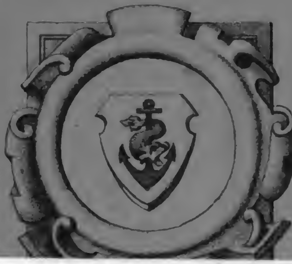
VOLKSTHÜMLICHES AUS ÖSTERREICHISCH-SCHLESIEN: LEBEN DER...

Anton Peter





The Karl Weinhold Library Presented to the University of California by John D. Spreckels A.D. MDCCCCIIII

VOLKSTHÜMLICHES

AUS

ÖSTERREICHISCH-SCHLESIEN

GESAMMELT UND HERAUSGEGEBEN

VON

ANTON PETER,

Director der k. k. Bildungsanstalt für Lehrerinnen zu Troppau, k. k. Conservator der Baudenkmale für den ehemaligen Troppauer Kreis, correspondierendes Mitglied der k. k. statistischen Centralcommission, des heraldisch-genealogischen Vereines „Adler“ in Wien, der k. k. mähr.-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn, Mitglied der Prüfungscommission für allgemeine Volks-und Bürgerschulen, des k. k. Bezirksschulrathes für die Stadt Troppau, Obmann des Centralausschusses des schlesischen Landes-Lehrervereines und Redacteur des „schlesischen Schulblattes“, correspondierendes Mitglied des Vereines für Geschichte und Alterthum Schlesiens zu Breslau, Pfleger des germanischen Museums zu Nürnberg, Ehrenmitglied des Freiwaldauer Bezirkslehrervereines etc.

III.

Leben der Oppaländler in Vergangenheit und Gegenwart.

(Mit colorierten Trachtenbildern.)

TROPPAU 1873.

OTTO SCHÜLER'S BUCHHANDLUNG (BERGMANN & TÖPPERWIEN)
IN COMMISSION.

Solange die Sprache, die Sitte, die Sage eines Volkes nicht durchforscht ist, sage Niemand, dass er sein inwendigstes Wesen kenne.

Sch.

HERRN

J. u. PH. Dr. ADOLF FICKER,

Ritter des k. r. Stanislaus-Ordens II. Classe mit dem Stern und des St. Annen-Ordens, des niederländischen Löwen-Ordens und des sächsischen Albrechts-Ordens, wirkliches Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften, Ministerialrath im k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht etc. etc. etc.

IN LIEBE UND DANKBARKEIT

GEWIDMET.

Vorwort.

Nach längerer Unterbrechung erscheint der 3. Band unseres Volksthümlichen. Mannigfaltige Berufsgeschäfte hemmten die Herausgabe nicht wenig; in halbwegs freien Stunden jedoch trat die Lust zur Förderung des Begonnenen ungeschwächt immer wieder hervor, und so sind wir in der angenehmen Lage, hiemit eine Fortsetzung unserer Studien auf dem Gebiete der schlesischen Heimatskunde der Oeffentlichkeit übergeben zu können. Nachdem wir in den beiden früheren Bänden den Oppaländler in seiner Dicht- und Denkweise kennen gelernt, verfolgen wir in dem vorliegenden seine Abstammung, begleiten ihn durch Feld und Flur und Wald, besuchen ihn in seiner Werkstätte, in seiner Wohnung, durchmustern seine Speisekarten, erfreuen uns an seinen Trachten. Und nachdem wir das gesammte äussere Leben dargestellt, betrachten wir seine innere, geistige Individualität und gewinnen dadurch ein Bild von dem Volkscharakter der Bewohner des Ländchens.

Die Nachweise über Ursprung, Verbreitung, Bedeutung des im 1. und 2. Bande publicierten Materiales,

sowie das schlesisch-oppaländische Wörterbüchlein, zu dem ein reichhaltiges, fast möchten wir sagen, erschöpfendes Materiale vorliegt, werden wir vor Ablauf des begonnenen Jahres noch, in einem selbstständigen Werke niedergelegt, erscheinen lassen, wenn anderweitige Pflichtarbeiten es möglich machen.

Und so möge denn auch dieser Theil hinaus treten und beitragen zur Stärkung der Heimatsliebe der Landeskinder und zur Verbreitung der Kenntnis und der Achtung des Ländchens unter den Fremden.

Troppau, im Lenzmonat 1873.

A. Peter.

Inhalts-Verzeichnis.

Der ehemalige Troppauer Kreis und seine deutschen Bewohner.

Das Gebiet des ehemaligen Troppauer Kreises bildet den grösseren westlichen Theil des Herzogthums Schlesien und hat einen Flächenraum von 49.79 □-Meilen. Es ist fast ausschliesslich Bergland. Auch minder bedeutende Höhen sind noch mit dichtem Walde bewachsen. Nur am Fusse der Berge, wo es in die preussische Ebene hinabschaut, und in den Rinnsälen der grösseren Flüsse lohnt es den Anbau einer fleissigen Hand mit weniger Mühe und bedeutenderem Erträgnisse. Hat es demnach keinen Grund, über materiellen Reichthum sich zu freuen, so hat es andere Vorzüge, die ihm ein Gott gegeben. Es ist für das Auge und Herz des fühlenden Menschen unendlich viel vorhanden, was ihn erfreuen und erfrischen kann. Reichliche Touristenfreuden lässt das Ländchen dem zu Theil werden, welcher es im grünenden, blühenden Frühlinge mit Tasche und Stab durchzieht. In früherer Zeit, die sich nicht nach einem Jahrhunderte bemisst, waren seine eigenthümlichen Schönheiten weder sehr bekannt, noch auch gesucht. Einen grossen Einfluss, das kleine Bergland in dieser Beziehung fast vergessen zu machen, übte die Tren-

nung desselben von Gesammtschlesien, welche nach dem Hubertsburger Frieden (im Jahre 1763) erfolgte. Vom Herzen Deutschlands allzuweit entfernt und im Besitze der alleröstlichsten Ausläufer der Sudeten, übertroffen von dem Riesengebirge an Höhe und Imposantheit, von den Sandsteinfelsen Adersbachs und der sächsischen Schweiz an Bizarrem, konnte der bescheidene Reiz unseres Gebirgslandes keine Anhänger und Anerkenner finden. Anders gestalteten sich die Verhältnisse, als einige Curorte des Landes der Badewelt bekannt und viel besucht wurden. Bald flog sodann die Sage von Schlesiens reizenden Thälern und Bergen umkränzt vom herrlichsten Grün mächtiger Wälder in alle Welt hinaus. Wer Gräfenberg gesehen, wird dieser Sage nicht widersprechen. Liebliche, frühlingsgrüne Berge von mässiger Höhe bereiten allmählich, langsam zunehmend an Höhe und Waldreichthum auf den gewaltigen Urstock des Gebirgslandes, auf das Altvatergebirge vor.

Hier finden wir alles vereinigt, was ein dem Hochgebirge nahe stehendes Berggebilde bieten kann. Den grössten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt, erfreut es uns an seinem Fusse mit dem anmutigen Grün der Laubwaldungen, in höheren Regionen mit dem heiligen Schauer ausgedehnter Fichten- und Tannenwälder. Die Wasseradern rinnen klarfrisch in unzähligen Quellen über die steinichten Berghalden herab, und der durch das Dickicht eindringende Sonnenstrahl spiegelt sich wider in zahlreichen kleineren und grösseren Cascaden. Steil vorspringende Bergwände lassen nur das Auge des Beschauers auf denselben umherirren, sein Fuss jedoch findet oft keine sichere Stätte, auf der er in die Geheimnisse der Gebirgswelt einzudringen vermöchte.

Sanft abfallende, sammtähnliche Matten bieten andererseits dem Schauer Sonne ermangelnder Wälder gegenüber einen freien Auslug in die Flora dieser Berge. Auf ihnen weiden mit glockenähnlichem Geläute wohlgenährte Herden strotzend von Munterkeit und Nahrung spendender Milch. Hier ertönt auch wohl eine Variante des Jodlers der Alpen, die überall sich findet in mächtigen Gebirgsmassen, wo der Widerhall reizt, und dieser die einzige Stimme ist, welche Antwort gibt auf die überschwellenden Gefühle der Menschenbrust in weiter und breiter Einsamkeit. Hirsch und Reh grasen in ungestörten Augenblicken auf der mit saftigem und dichtem Kräuterwuchse bedeckten Fläche, und der unberufene Arm eines Wildschützen von lodernder Leidenschaftlichkeit streckt manches dieser Thiere in mondheller Nacht nieder. Der dichteste Wald und die lebensgefährlichsten Stege entziehen ihn leicht dem Arme seiner Verfolger.

Tiefe und doch dicht bewohnte Waldthäler durchschneiden diese Bergmassen nach allen Richtungen. Sie sind es, welche dem zur Ebene sich gestaltenden hügligen Berglande ihren Wasserreichthum zusenden. Moorbrüche und Sümpfe von bedeutender Ausdehnung, wie der bekannte Moosebruch bei Reihwiesen, lagern zwischen den Sätteln der Berge und sind natürliche Wasserhälter der Feuchtigkeit der Wälder und Ernährer der Flüsse. Ihre Tiefe ist für den Bewohner unserer Berge unergründlich, und wunderbare Sagen knüpfen sich an sie*). Das Bergland von minder bedeutender Höhe ist dort, wo es sich zum Hügellande verflacht, nicht minder anziehend und erfreut uns durch sanften Reiz anmutiger

*) Vgl. Volksthümliches aus Oester.-Schlesien. II. Band, S. 91. ff.

Thäler und friedlicher Dörfer. Allenthalben finden wir die Berghöhen mit der Fichte, Tanne, Buche, Kiefer, Lerche, Birke, Esche, Aspe geschmückt. Sie verlieren nicht an Reiz, weil die mächtigen Sättel des Gebirgsstockes, die wir anstreben oder verlassen, einen angenehmen Contrast bilden, indem die romantischen Hügelreihen die starren Eindrücke des Hochgebirges mildern oder entschieden vorbereitende und übereinstimmende Eigenschaften der höchsten Gestaltung des Berglandes an sich tragen. Wie unendlich viel deutscher Fleiss des tüchtigen Bewohners beigetragen hat, den Fuss und die zugänglichen Bergwände mit wellendem Saatgrün zu schmücken, dass jetzt die Erdrinde mild der Pflugschar sich anbequemt, das hörst du noch heute aus dem krachenden, widerhallenden Schlage der Axt des nie ermüdenden Waldarbeiters hervor.

Unser Ländchen ist gegen den nördlichen Nachbarstaat fast vollkommen abgeschlossen, so dass sich bis Oderberg die Grenze am Fusse der ziemlich plötzlich sich erhebenden Berge hinzieht. Der Arm des Eroberers nahm die fruchtbaren Gefilde der am Fusse der Berge weithin sich ausdehnenden Ebene mit all ihrem Reichthum und ihrer Fruchtbarkeit vorweg. So blieb uns nur das echte rechte Bergland mit den treuen Herzen seiner Bewohner. Die schlesischen Berge krönen mehrfach weithin schauende Schlösser und Ruinen, deren ergrautes uud geschwärztes Gemäuer von den Thaten der Vorzeit zeuget. Sie tragen dazu bei, das Landschaftsbild zu heben und die Poesie der Sage und des Volksliedes im Munde der Bewohner des Ländchens gangbar zu erhalten. Besonders ergiebig ist das Land für den Forscher in Bezug auf seine Bewohner, und

dies um so mehr, als ihr Behaben ein treues Bild der Gestaltung und der Verhältnisse des Ländchens nach aussen ist. Vorzüglich fällt hier in's Gewicht die Abgeschlossenheit desselben gegen den Nachbarstaat und gegen das Innere des Reiches. Der Rücken des Altvatergebirges und seiner Ausläufer längs der mährisch-schlesischen Grenze legt sich auch hier wallähnlich vor. Die Verbindungsstrassen nach der angrenzenden Provinz sind noch jetzt der Zahl nach mangelhaft und waren es früher in noch höherem Masse. Eisenbahnen durchschneiden es bekanntlich bis zur Stunde noch nicht, dem Forscher zum Vortheil, dem Verkehr zum Nachtheil. Diese Verhältnisse haben zum Theile dahin gewirkt, dass alte Sitte und voralterlicher Gebrauch noch vielfach unversehrt fortlebt, obgleich der allen deutschen Volksstämmen eigene Drang nach rastlos fortschreitender Cultur und eingehendem Wissen, wie und wo er sich nur immer offenbaren mag, auch hier in immer mehr nivellierender Wirkung sich geltend macht, so dass die Bildungsverhältnisse der Bewohner des Oppalandes dem Gesammtvaterlande nicht zur Schande gereichen.

Der östliche Theil Oberschlesiens, welcher den Charakter eines Gebirgslandes in minderem Grade trägt und nach Mähren hin ziemlich offen liegt, ist von Slaven bewohnt, und es ist also unser Gebiet auch nach dieser Seite hin, was deutschen Brauch und deutsche Sitte betrifft, völlig abgeschlossen.

Die Bevölkerung des Oppalandes ist zum bei weitem grösseren Theile deutsch. Ausschliesslich deutsch sind die bergigen und waldigen Gerichtsbezirke Jauernig, Weidenau, Freiwaldau, Zuckmantel, Hotzenplotz, Olbersdorf, Jägerndorf, Freudenthal, Bennisch, Odrau.

Gemischt ist die Bevölkerung der Gerichtsbezirke Troppau, Wigstadtl, Wagstadt, Königsberg.

Die deutschen Oppaländler gehören zu den äussersten Ausläufern der Colonisation Ostdeutschlands, welche in compactem Zusammenhange mit dem Grundstocke des Deutschthums im Westen steht. Die Geschichte der Colonisation, beziehungsweise Germanisation unseres Ländchens aber, der Sudetenländer überhaupt, ist noch in vielfaches Dunkel gehüllt. Namentlich ist es eine noch nicht hinreichend erörterte Frage, woher die Sudetenländer ihre jetzige deutsche Bevölkerung empfangen haben*). Die Urkunden geben geringen Aufschluss, und dasjenige, was wir aus ihnen erfahren, kann leicht zu Täuschungen führen.

Bekanntlich förderten die Fürstenhäuser der Přemysliden, Piasten, Arpaden in Böhmen, Mähren, Schlesien, Polen, Ungarn im 12. und 13. Jahrhunderte die Einwanderung der Deutschen ausserordentlich, so dass jene beiden Jahrhunderte für den Umfang der colonisierten Länderstrecken so ziemlich entscheidend wurden. Die Fürsten selbst waren frühzeitig mit deutscher Sitte und Cultur bekannt und scheinen sie vom ersten Augenblicke an lieb gewonnen und im wohlverstandenen, eigenen Interesse in jeder Beziehung begünstigt zu haben. Einer Art deutschen Einflusses unterwarfen sie sich schon dadurch, dass sie ihre Gemahlinnen meist aus deutschen Fürstenhäusern sich holten. Die deutschen Prinzessinnen brachten sich gewöhnlich ihre Hofkapläne in die neue Heimat mit, welche kaum ohne Einfluss

*) Ueber früheste Bewohner der Sudeten vrgl. des Verfassers Aufsatz „Heidnische Grabalterthümer in Schlesien“ in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale in Wien. 15. Jahrgang S. 70 ff.

auf Politik und Religion blieben. Sie förderten die Gründung von Klöstern, die von deutschen Mönchen besetzt mit ihrem rasch wachsenden Besitzthum für die Colonisation des Landes bald von besonderer Wichtigkeit wurden, indem sie weite Länderstrecken, die sie meistens von dem Landesfürsten geschenkt erhielten, mit deutschen Ansiedlern besetzten.

Ausser der Ordensgeistlichkeit thaten die Bischöfe von Olmütz und Breslau für die Colonisation des Landes sehr viel, so dass sie für einzelne Theile unserer Provinz entscheidend wirkten. Der Adel des Landes, stets bereit, dem Beispiele der Fürsten zu folgen, germanisierte sich auf ähnliche Weise, wie diese und unterstützte ebenfalls auf seinen Gütern die Ansiedelung deutscher Landleute. So gefördert gieng die Arbeit der Colonisation entschieden vorwärts und erlitt durch Jahrhunderte keine Unterbrechung. Es war damals eine förmliche Völkerwanderung nach dem Osten im Gange, nachdem die germanischen Völker in jener grossartigen Wanderung nach dem Westen dort zu gewaltiger Bevölkerungsdichte sich angestaut, dünn bewohnte Landstriche jedoch hinter ihrem Rücken gelassen hatten.

Darum auch finden wir bereits im 12. Jahrhunderte eine auffallende Uebervölkerung der südlichen Niederlande, welche im Zusammenhange mit Naturereignissen, wie die furchtbaren Ueberschwemmungen der Küsten Frieslands und Hollands durch das deutsche Meer, wie der Einbruch der Zuydersee es waren, diese Rückwanderungen nach dem Osten anregte und sie durch lange Zeit hindurch im Fluss erhielt. Als sicher können wir annehmen, dass jener Ueberschuss an Bevölkerung zuerst das Bedürfnis der östlichen Landstriche nach

Cultur und Anba beufriedigte. Allerwegen wenigstens finden wir Flandrer, Flamänder, Flämen als die eifrigen Colonisatoren der Ostländer genannt. Flamänderhandwerk hiess nach ihnen vor nicht allzu langer Zeit noch in unserem Ländchen das Handwerk der Anfertigung von Wollmanufacturen. Die Bezeichnung „Flämisch, Flemisch, Flemsch“ wird noch jetzt im Munde unseres Volkes geführt, um einen mürrischen, verschmitzten, seinen Vortheil suchenden Menschen zu bezeichnen. Es ist das zugleich ein Beleg dafür, dass der Volksgeist der Schlesier den Flämen feindselig sich entgegenstellte. Der Grund hievon mag theils in der grossen Charakterverschiedenheit, theils in einem gewissen Neide zu suchen sein, der ihnen, die in Kunstfertigkeiten und Handwerken besonders tüchtig waren, entgegengebracht wurde.

Wenn Flandern mit den angrenzenden Landstrichen das Bedürfnis der Verminderung seiner Bevölkerung empfand, und diese wirklich in Fluss kam, so vollzog sich bei der weniger dichten Bevölkerung Hessens, Frankens und Thüringens die gleiche Thatsache nicht so sehr als das Product der Nothwendigkeit, als vielmehr eines gewissen Mechanismus im Völkerleben. Die Scharen der durchziehenden flandrischen Colonisten erregten Aufsehen, ihre Auswanderung galt als das Resultat ihrer höheren Bildung. Die Hoffnungen mussten gross sein, welche diese Volksmassen in die weite Ferne trieben, welche sie alle Lasten einer überaus beschwerlichen Wanderung ertragen liessen. Dieser Bewegung sofort sich anzuschliessen und selbst ein Glied derselben zu werden, dazu konnte man sich nicht entschliessen. Man weiss, wie sich erst allmählich das Volk der Mehr-

zahl nach mit einer neuen Idee, mit einer geistigen oder materiellen Unternehmung vertraut macht, die anfangs ungewöhlich erscheint. Das Volk prüft genau. Die Wirkung blieb trotzdem nicht aus, zumal noch Ursachen hinzutraten, analog denen, welche die Flämen in die Ferne getrieben hatten. Es war hier weniger Uebervölkerung, Ueberschwemmung, Hungersnoth, als vielmehr der Druck der niedrigen Stände, welcher von oben, von allem, was sich Herr und Jungherr nannte, auf diese geübt wurde. Und wenn es sonst nichts war, so war es auch wohl der dämonische Zug im Herzen der Deutschen, in der Fremde dem angeblich Bessern nachzujagen, es war die Wanderlust. Auf diese Weise wurde die Auswanderung mächtig angeregt, die nach und nach ganz Mitteldeutschland ergriff*). Der Trieb in die Ferne zu ziehn, sich ein freieres Heim zu gründen, entwickelte sich unter Zuthun und Förderung der Fürsten, der Klöster, der Bischöfe, des Adels der zu colonisierenden Lande bald mit unwiderstehlicher Gewalt.

Es wird naturgemäss scheinen, dass die Züge aus dem Westen nach dem Osten bei jenen Einwanderern am frühesten abnahmen und allmählich sich verloren, deren Heimat die entfernteste war. Auch mochten in den Niederlanden mit der Zeit die Ursachen der Auswanderung schwinden, besonders aber mochte die Liebe zur angestammten Sprache es sein, welche weitere Einwanderer dieses Landes zurückschreckte, als die Flämen in ihren Colonien durch Einwanderer mitteldeutscher

*) Vergl. K. J. Schröer: Versuch einer Darstellung der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes, in den Sitzungsberichten der phil.-historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften in Wien. Band 44. Seite 253 ff. — A. Ficker: Die Völkerstämme der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wien 1869, Seite 17 ff.

Stämme überflutet wurden. In den, den zu colonisierenden slavischen und wüsten Landstrecken zunächst oder doch näher liegenden deutschen Landschaften dauerte die Auswanderung fort. Franken und Thüringen sandten die ihrer Heimat Ueberdrüssigen nach Schlesien, Mähren, Böhmen, Galizien und Ungarn, bis fortschreitende Zeit, Cultur und politische Ereignisse dazwischen traten. Man kann es sich auch nicht anders denken, als dass die Auswanderung da, wo sie zuletzt in's Leben gerufen wurde, da wo sie wegen der verhältnismässigen Nähe der zu colonisierenden Länder am tiefsten anregte und aufregte, — denn man erweiterte ja nach Osten hin gleichsam nur die heimatliche Provinz — am stärksten auftrat und am nachhaltigsten Stand hielt. Den wichtigsten Einfluss auf den Typus des Schlesiers in Bezug auf Sprache und Sitte übten auch anerkanntermassen Franken und Thüringen. Alle frühere Einwirkung wurde durch die Einwanderung aus diesen mitteldeutschen Landschaften niedergeschlagen und erdrückt. Wir können uns auf diese Weise auch das häufige Erwähnen flämischer Einwanderer und ihre geringen Spuren, die sie zurückgelassen haben, erklären.

Die Behauptung, dass die Colonisten Schlesiens ihrer Mehrzahl nach aus den genannten Landen abstammen, wird unterstützt durch den Umstand, dass die Bergleute, welche in frühester Zeit im Oppalande auf edle Metalle schürften, sich dabei des Seifenbetriebes bedienten, diese Art der Goldgewinnung aber vorzüglich in Franken zu Hause war, so dass wir als die Heimat der zahlreich eingewanderten Bergleute geradezu Franken bezeichnen können. Auf fränkische Abstammung deutet auch die Nennung fränkischer Hufen als häufig

gebrauchten Ackermasses hin*). Einen weiteren Beweis für die Verwandtschaft mit dem fränkischen Stamme finden wir in der Sprache. Hier tritt eine unverkennbare Annäherung an den schlesischen Sudetendialekt zu Tage, und wenn es auch sicher ist, dass verschiedene Einflüsse das Ihre zu einer immerhin eigenartigen Färbung unseres Dialektes beigetragen haben, so nähert sich doch die Sprache Schlesiens, Mährens, Nordböhmens ziemlich auffallend der der fränkischen und pfälzischen Länder. Es wird das später, wenn wir den eigenthümlichen Wortschatz des Landes mittheilen, deutlicher zu Tage treten; doch können wir es uns nicht versagen, zur Vergleihcung schon hier eine kleine Probe fränkischer Mundart**) mitzutheilen:

Der Hoannes it a Maon g'wa, wenn dar ze viel g'suffa g'hot hot, so hot er Ölles doppelt g'sahna. Emol it er häm g'kumma, und hot an Fetza Rausch g'hot. Sa Frau sitzt an Oufa, und hot g'schpunna, und hot a Licht vör sich g'hot. „Musst du zwä Lichter brenn?" — „Nee, seicht se, i hö doch nur Eens." — „Gel, du wist mi blind mach?"

Anners it er a widder a mol häm g'kumma, und sai kleener Bua dän er g'hot hot, laft in der Stuba rüm. Froïcht er: Wem g'hört der anner Fratz, der da rümmer laft? — Seicht si: „It doch nur unner Kind da."

Emol anne'm Feierdag it er flei nach'n Asse fortganga zum Wei(n), und kümmt gegen Obeds verhungert widder häm und get dlei in die Kich. Do it a Hoafa

---

*) Eine fränkische oder grosse Hufe beträgt beiläufig 60 Morgen, eine flämische oder kleine beiläufig 30 Morgen. G. A. Stenzel, Geschichte Schlesiens, Breslau 1853, S. 206. — Vergl. G. A. Tschoppe und G. A. Stenzel. Urkundensammlung, Hamburg 1832, S. 173 f.

**) A. Gutbier, Deutsches Sprachbuch als Grundlage des vergleichenden Sprachunterrichtes, Augsburg 1853, S. 214.

mit Flühsch bau Fei'r gschtanne. „Wa host in dein Hoafa?" freigt er. „A gedünst Hüala ho i drin," seicht si. — „Wäst was, i will dahn Hoafa näm, und du nimmst dahn." Jetzt langt si nach'n rachtä Hoafa, und man Hannes dappt nei ins Fei'r und haot die Hand rechtschaffa (wadli) verbrönnt; und von dara Zeit on hat er nïas mer doppelt g'sehna.

In die Mundart der Freiwaldauer Gegend übertragen würde sich hier durch den Augenschein folgende Aehnlichkeit ergeben: D'r Hannes iisa Måån gwaast, wänn dar z'fiil g'soffa g'hååt hoot, hooda ålls topp'lt g'saan. Äämool hoodan techt'ga Fätza Rausch g'hååt. Sai Waib setzt hend'rm Uufa ån hoot g'schponna ån hooda Licht fiir sich g'hååt. Muste zwee Licht'r briin? Nää, säätse, ich håå doch åch ääs. Gält, du wellst mich blend macha?

A and'rmool iisa wiid'ramol häam g'kumma ån sai klänn'r Jonge, daana g'hååt hoot, lääft ai d'r Stuube rem. Doo freeda: Wam g'hiirt dar andre Jonge, darde doo rem lääft. Doo säätse: Siis doch åch ens'r Kend doo.

Äämool åånam Fai'rtaghe iisa glai noch'm Assa fortganga zum Waine ån kemt geen Oomts f'rhong'rt wiid'r hääm ån giit glai ai d' Keche. Do iisa Toop mit Flääsch baim Fai'r g'schtanda. Wås hoste ai dam Toppe, freeda. A g'dinnst Hiinla håå'ch drenne, säätse. Wäste wåås, sääta, iich wiil daan Toop naama, ån duu nemst daan. Etz langtse noch'm rächta Toppe ån Hannes tåppt nai ais Fai'r ån hood'm d'Hand techtich f'rbrannt; ån fuu daar Zait åån hooda nischt mee topp'lt g'saan.

Es ist nun allerdings wahr, dass, abgesehen von der Verschiedenheit der graphischen Darstellung, zwischen beiden Mundarten gewisse Unterschiede hervor-

treten. Das ist aber leicht erklärlich, wenn wir bedenken, ein wie zusammengewürfeltes Dialektgemisch anfangs die Colonisten gebildet haben mögen. Der eine Dialekt wirkte auf den andern ein, und erst nach vollkommener Mischung, die da etwas verwischte, dort etwas hinzufügte, entstand der constante Typus des Sudetendialektes. Wir müssen daher selbstversändlich ganz und gar darauf verzichten, ein vollständiges Analogon desselben in unserer deutschen Vorheimat zu finden.

Wie aber sahen die Landstriche aus, welche die Einwanderer zu bebauen aus entlegenen Marken deutschen Landes herkamen, und wie schufen sie dieselben zur wohnlichen, trauten Heimatstätte um?

Die Deutschen kamen nicht in dieses Land, um die daselbst wohnende slavische Bevölkerung ihrer Habe und ihres Eigenthums zu entblössen, sondern sie begannen solche Strecken zu bebauen, welche wegen ihrer wirklichen oder scheinbaren Unfruchtbarkeit von den Slaven gemieden wurden. Hier gab es umfangreiche Sumpfstrecken, dort auf sterilem Boden, ausgedehnte Waldgebiete. Einestheils nun, weil der Ackerbau bei den Slaven auf einer sehr niedrigen Stufe stand, anderntheils weil dieses Volk zum Anbau solcher Länderstrecken schwer heranzuziehen war, hatte man daran gedacht, diese Ländereien dem deutschen Fleisse anzuvertrauen, von welchem man etwas weiter nach Westen hin in den Elbegegenden, in Theilen des jetzigen Königreichs Sachsen, bereits Proben gesehen hatte. Und als der Ruf an die deutschen Ackerbauer ergieng, da quollen die Massen der zur Wanderung bereits angeregten Bevölkerung in die Länder Böhmen, Mähren und Schlesien und machten sich mit der Axt, dem Spaten und dem

Scharpflug, welcher dem sogenannten Haken der Slaven ausserordentlich überlegen war, an die Arbeit. Ihre Hütten entstanden aus den Stämmen des gefällten Waldes ohne weitere Zuthat von Stein und Mörtel. So reihten sich dieselben im langgestreckten, von einem Gebirgswasser durchflossenen Thale aneinander, zuerst in weiten Zwischenräumen, dann in kürzeren Entfernungen, je nachdem die Colonie an Ausdehnung und Kopfzahl zunahm. Bisweilen mochte man die zuerst gebaute Wohnung wieder abbrechen, um dem lehrreichen Beispiele eines Nachbars zu folgen, welcher sein Haus mit grösserer Berechnung in Hinsicht auf Wasser, Bodenbeschaffenheit und Windstille angelegt hatte. Im allgemeinen gieng aber die Anlegung eines Dorfes derart vor sich, dass der Grundherr von dem Landesfürsten, wenn dieser eben nicht selbst Grundherr war, das Privilegium zur Anlegung der neuen deutschen Gemeinde erhielt, worauf die Grenze der Dorfflur durch fürstliche Bevollmächtigte ausgesteckt wurde. Feldmesser theilten sodann den Bezirk in kleinere Theile, meist Hufen. Die Grenze bezeichnete man durch Steine, Erdhaufen, alte Bäume und Gewässer. An der Spitze des Unternehmens stand gewöhnlich ein Mann, mit welchem der Grundherr einen förmlichen, urkundlich beglaubigten Vertrag abschloss. Dieser Mann leitete die Anlage des Dorfes im einzelnen, und erhielt vom Grundherrn bis zum Jahre 1260 die Hufen, auf denen das Dorf angelegt werden sollte, umsonst, verpflichtete sich dagegen, die erforderliche Anzahl von Ansiedlern herbeizuschaffen, die von den ihnen erblich übertragenen Ländereien einen Zins zu entrichten hatten. Für seine Bemühungen erhielt er in der neuen, zu deutschem Rechte ausgesetz-

ten Gemeinde das Schulzenamt und die erbliche Schultisei (Schölzerei, Erbschölzerei) vielfach mit Privilegien ausgestattet*).

In Deutschland wurde der Bergbau frühzeitig betrieben. Man schürfte besonders auf edle Metalle. Das Erzgebirge war in jenen Tagen das Dorado Deutschlands und seiner Nebenländer. Viele Deutsche mochten selbst das Sudetengebirge nach metallischen Schätzen durchstreifen. Sicher scheint es zu sein, dass die Fürsten Schlesiens und der umliegenden Länder zuerst durch Deutsche auf den Metallreichthum dieser Gegenden aufmerksam gemacht wurden. Da die Gebirge mit ihrem felsigen Boden und ihren weiten Waldungen ohnehin noch der Bewohner harrten, so trugen die Fürsten kein Bedenken, die Umstände doppelt auszubeuten, deutsche Bergleute mit besondern Privilegien zu berufen, um dadurch einerseits ganz unwirtliche Gegenden mit Menschen zu besiedeln, andererseits zur Verbesserung und Steigerung ihrer Einkünfte reiche Schätze zu gewinnen. Auf diese Weise wurden viele Gebirgsstrecken in Böhmen, Mähren und Schlesien mit deutschen Ansiedlern bevölkert. Verfiel auch später der Bergbau, weil die metallischen Schätze erschöpft waren, oder weil schlimme Zeiten kamen, wie der Krieg und mit ihm die Verwüstung, so zagten die ehemaligen Knappen nicht. Geschickt wie der Mann war, zögerte er nicht lange, sondern machte sich schnell ein anderes Gewerbe eigen, und dieses war meistens die Weberei. So bestanden diese Colonien auch nach dem Verfall des Bergbaues noch fort.

*) G. A. Stenzel, a. a. O. S. 211 ff.

Die von den Slaven besetzten Landstrecken erlitten zur Zeit des Mongoleneinfalles ungeheuere Verwüstungen. Weite Landschaften hatten die Einwohner verloren. Diese wurden theils getödtet, theils verliessen sie die Unglücksstätte, wo sie ihre Kinder ermordet, ihre Hütten verbrannt fanden. Viele hatten sich in das Gebirge geflüchtet und kehrten, weil sie sich dort auch für spätere Zeit in grösserer Sicherheit zu befinden glaubten, nicht mehr in ihre Heimat zurück. Furchtbar waren die Verwüstungen im Krakauischen, im Oberschlesischen, im Troppauischen und Mähren. In die verödeten Landstriche zog man nun deutsche Ansiedler, die mit Fleiss und Ausdauer dem Colonisationswerke sich unterzogen.

Die Slaven haben seit jeher weniger Anlage bewiesen, einen rührigen Mittelstand zu bilden. Die Deutschen gaben ihnen das erstemal einen Fingerzeig, wie das Leben verschönt werden könne durch das höhere Lebensbedürfnis. Städte wurden neu angelegt, die welche schon bestanden, wurden deutsch. Die Ehrenstellen einer Stadt den Deutschen in die Hand zu geben, dazu trug allerdings nicht wenig die Begünstigung der Fürsten bei. Deutsch wurden nun Sitte und Gesetz, nicht minder die Sprache. Wie die Klöster zu Mittelpuncten deutscher Colonisation wurden, so wurden es auch die Städte. Rings um sie reihte sich ein deutsches Dorf an das andere.

Es ist auch ein ganz natürlicher Zug, dass die deutschen Colonisten sich bestrebten, compacte Massen zu bilden, um so die Erinnerung an ihre einstige Heimat rings um sich her zu finden in der Sprache, in den Sitten, in den Gewohnheiten. Wenn die Bürger einer deutschen Stadt vereinsamt waren, wenn es nicht

gelang, deutsche Ansiedler in die Umgegend zu ziehen, so übten sie nichts destoweniger durch ihre höhere Cultur einen gewissen Einfluss auf die umwohnende slavische Bevölkerung, der einen grösseren oder geringeren Grad von Germanisierung bewirkte. Immerhin jedoch bewies sich das slavische Element allenthalben als sehr zäh, und den Deutschen wurde es erst in langen Zeiträumen möglich, vollkommen durchzudringen und die Oberhand zu gewinnen. Die schlesischen Landtafelbücher sind ein beredtes Zeugnis dafür. In den Troppauer Tafeln ist bis zum Jahre 1744 die čechische Sprache beibehalten, in den Jägerndorfer Büchern finden wir dieselbe bis zum Jahre 1641 in Anwendung*).

So erwarb sich der Deutsche auf durchaus friedlichem Wege das ganze Sudetenland von der sächsischen Schweiz bis zu den Quellen der Oder, welche noch das fruchtbare Kuhländchen mit seinen deutschen Bebauern durcheilt, als eine neue Heimat, festen Willens, sie für immer zur Ruhestätte für seine Asche und zum ewigen Sitz seiner fernsten Enkel zu wählen. Und da leben und streben nun auch in unserem Ländchen diese Enkel mit Geist und Kraft und segnen in ihrem heimatlichen Glück den Entschluss ihrer Ahnen. Und wie mächtig regt sich die Sehnsucht des ferne von seiner Heimat lebenden Schlesiers nach der friedlichen, waldumgebenen Hütte. Doch bei all seiner Heimatliebe ist der Oppaländler nicht kleinlich. Deutsches Wort, deutscher Sang, Oesterreichs Grösse, Oesterreichs Macht gehen ihm über alles. Ja, Oesterreichs Ruhm dünkt ihn der einzige, wahre Schmuck seines Lebens, das

*) Vergl. des Verfassers Aufsatz: Die Wappen in den schles. Landtafelbüchern, in der heraldisch-genealog. Zeitschrift „Adler" in Wien 1871, S. 49.

er auf allen Schlachtfeldern im heldenmütigen Kampfe freudig für ihn verbluten liess.

Die Gestalt und der Gesichtsausdruck des Schlesiers weisen auf das grosse Volk hin, dem er angehört. So schwer es ist, in den östlichen germanisierten Ländern zutreffende, übereinstimmende Merkmale der Persönlichkeit der Bewohner zu finden, weil die stattgefundene Verschmelzung mehrerer deutscher Stämme, sowie die Mischung deutschen und slavischen Blutes zu mannigfach gestaltet und geformt hat, so stimmen dennoch die Sudetenbewohner mehr, als alle anderen deutschen Bewohner colonisierter östlicher Ländertheile mit dem Bilde echtgermanischer Körperbeschaffenheit überein. Es mag der Grund hievon wohl darin liegen, dass der deutsche Gebirgler weniger mit den Fremdnationalen in Berührung kam.

Wir sehen hier natürlich ab von jener phantasievollen Vorstellung der Persönlichkeit eines germanischen Urbildes. Wie denn in einem blinden Ehemals mancher deutsche Enthusiast aus Schwärmerei für die blauen Augen der Deutschen vergass, dass er grüngraue habe. In Bezug auf Körperbau und Gesichtsausdruck jedoch lassen sich gemeinsame, nationale Eigenthümlichkeiten finden. Es ist diese Aehnlichkeit und diese Uebereinstimmung vielleicht ebenso sehr gemeinsamer Abstammung zu verdanken, als gemeinschaftlichen Culturzielen, Cultureindrücken und ähnlicher Nahrungsweise.

Wenn wir in dieser Beziehung die österreichisch-schlesischen Sudetenbewohner näher betrachten, so finden wir freilich abermals Abweichungen, die uns nichts erklären kann, als die verschiedenartige Beschäftigung und die Gesundheitseinflüsse mit allem, was damit in

Verbindung steht. Besonders finden wir Abweichungen in der Körpergrösse. Während in mehreren Thälern des höheren Gebirges, die von Sauerstoff ausatmenden Fichten- und Tannenwäldern umgeben sind, bei ungemein anstrengender Arbeit eine hervorragende Körpergrösse und damit verbundene Muskelkraft zu finden ist, treffen wir andererseits, wo diese Bedingungen fehlen, Gestalten, welche durchschnittlich mittlerer Grösse sind.

Die männlichen Bewohner Gebirgsschlesiens haben eine stark ausgebildete Brust, sind im allgemeinen schlank und stark. Ihre Körperform, obwol sie nicht eckig und ungeschlacht ist, hat dennoch nichts von jener untüchtigen Zierlichkeit, die unter andern den südlichen, ausserdeutschen Nationen zukommt, sondern zeugt von markiger Kraft und von Arbeitsfähigkeit. Die im Verhältnisse zur Lendenbreite unbedeutender hervortretende Rückenbreite und der grössere Fuss sind dieser Anschauung verwandt und repräsentieren den tüchtigen Arbeiter, dem in der That schon seiner schwieligen, kräftigen Hand nach das römische Bürgerrecht der besten Zeit nicht fehlen würde. Gesichtsbildung des deutschen Schlesiers, sowie Gesichtsausdruck zeugen von dem Einflusse eines langen, ununterbrochenen Culturlebens. Denn so still und abgeschlossen auch die schlesischen Gebirgsthäler sein mögen, so blieben deren Bewohner doch niemals mit den allgemeinen, geistigen Bestrebungen der Nation ausser allem Zusammenhange.

Die Gesichtsform ist fast ausschliesslich oval mit scharfen Zügen und wenig weichem Anstrich, da fleischige Gesichter nach vollständiger Ausbildung des Mannes selten sind. Die Muskeln absorbieren die karge Nahrung fast gänzlich, wie die unermüdlich schaffende

und sorgende Kraft nur soviel aufnehmen kann, als sie eben bedarf. Der Kopf sitzt auf einem proportionierten Halse, der in den Gebirgsgegenden bei dem mühsamen Anbau der Berglehnen mitunter, obschon jetzt seltener, als ehedem, zum Blähhals wird. Die Backenknochen sind, obgleich die Knochenform des Gesichtes so ziemlich hervortritt, nicht unschön übermässig hervorstehend. Ebenso zeigt das Kinn meist keine unschöne Form, kündigt aber im Vereine mit den nicht gerade feinen Mundtheilen Energie an. Die Nase, obgleich sie in ziemlich mannigfaltiger Bildung auftritt, macht ihrer germanischen Abstammung keine Schande. Sie steht zu den übrigen Theilen des Gesichtes in einem solchen Verhältnisse, dass die Gesichtslänge durch Stirn, Nase und die Mundtheile sammt Kinn in drei gleiche Partien zerfällt. Nach den Begriffen des antiken Schönheitsideales würde also die Nase zu kurz, die Oberlippe zu lang sein.

Den Deutschen erkennt man besonders am Ausdrucke seines Auges. Es ist der Spiegel seines ganzen Wesens. Es zeugt von keinem nationalen Stolze, von keinem südlichen, verzehrenden Feuer, zu dem sich ein düsteres Etwas gesellt. Es ist offen, gutmütig, obwohl nicht ohne Lebendigkeit. Dazu gesellt sich grösstentheils Intelligenz und ein gewisser Unterscheidungssinn. Was die Farbe desselben anbelangt, so findet man es in den abgeschlossenen Gebirgsthälern öfter durchaus blau; doch verträgt sich Blau, Grau, Braun in mannigfaltigen Abstufungen mit einander. Intensiv schwarze Augen gehören zu den grössten Seltenheiten.

Auf einer Wanderung durch das Gebirge und dessen lange, tiefe Thäler, die sternförmig in das nie-

dere Hügelland sich verlieren, ist es eine auffallende Erscheinung, fast nur Kinder mit weissblondem Haare zu Gesichte zu bekommen. Es erfüllt sich aber die Erwartung weniger häufig, Erwachsene mit blonder Haarfarbe, auch nicht mit der Veränderung, die das vorgeschrittene Alter bedingt, wahrzunehmen. Die Farbe des Haares ist mit den eingetretenen Mannesjahren meist in ein, wenn auch helles Kastanienbraun übergegangen. Dies ergraut jedoch erst im hohen Alter, wenn nicht übermässiger Kummer, allzuschwer drückende Sorgen, heftige Gemütsbewegungen vor der Zeit dasselbe bleichen.

Mit der Charakteristik des männlichen Geschlechtes unseres Gebirgsschlesiens stimmt die des weiblichen Geschlechtes zum grossen Theile überein, wenn sich auch andererseits wiederum vieles zu Gunsten der milderen, weicheren Formen des lezteren sagen lässt. Der grössere Wuchs beim weiblichen Geschlechte mit Anmut gepaart ist schlank und entspricht den Begriffen von Schönheit mitunter in hohem Grade. Die Weisse der Haut lässt nichts zu wünschen übrig, und die nicht bis zum Ueberfluss befleischten Wangen zeigen allerwegs das strahlende Roth der Gesundheit und Körperfrische. Die Taille ist schlank, soweit das bei oft schwerer Arbeit, der auch das weibliche Geschlecht sich unterziehen muss, eben sein kann. Der zierliche Hals trägt bisweilen ein Köpfchen von ungemeiner Lieblichkeit und zarten Zügen. Das Auge ist oft schwärmerisch fromm, doch auch von einem reichen Selbstbewusstsein zeugend. Es gibt in der That nicht nur in den Städtchen, sondern auch in den unbesuchtesten Dörfern Frauen von herrlichem Wuchs, strahlend blauen Augen

und dem schönsten, blonden Haar. Dabei sind die Gestalten zwar üppig, selten jedoch drall; denn die Gebirgsluft und tüchtige Arbeit zehren den Nahrungsstoff auf. Doch sind sie an Brust und Wange durchweg voll genug, um den Ausdruck jugendlicher Glattheit und leiblichen Wohlbehagens zu gewähren. Gefallsucht, Sinnlichkeit und Genusssucht sind bei ihnen nur insofern da, als sie überhaupt dem Naturmenschen zukommen. Die eheliche Treue wird unbestritten immer die schönste Zierde unserer schlesischen Frauen sein, insoweit sie von den Städten fern und der Pest eindringender Verdorbenheit abseits stehen. Leider werden, wenn das zartere Alter vorüber ist, und die Arbeit die junge, herangewachsene Kraft in Anspruch nimmt, die Frauen durch Bergsteigen und schwere Arbeit auf den Thalwänden mitunter, wenn auch jetzt seltener, als in früheren Jahrzehnten, durch Blähhals und Kropf verunstaltet. Wir machen dabei noch die Bemerkung, dass unsere Landleute in mittleren Jahren im allgemeinen solche Spuren anstrengender Arbeit an sich tragen, dass sie bei ihrem Anblicke den Gedanken erwecken, sie seien dazu geschaffen, der oft starren Natur für sich und ihre Familie den Unterhalt abzutrotzen.

Beschäftigungsweisen, Erwerbs- und Nahrungszweige.

Suchen wir unseren Gebirgsbewohner auf bei seinem Tagewerke, das bei dem knappen Erträgnisse des Landes verschieden sich gestaltet. Vorher jedoch wollen

wir die Bevölkerungsdichte erwähnen, um sie mit der Beschaffenheit des Landes in ein Verhältnis zu bringen. Die mittlere Volksdichte des ehemaligen Troppauer Kreises ergibt nach der letzten Volkszählung 5604 Seelen auf die Quadratmeile. Jedenfalls ist es für das in Bezug auf den Ackerbau weniger begünstigte Ländchen eine Unmöglichkeit, dass dieser die alleinige Basis für die Ernährung abgeben und einen Wohlstand schaffen könnte, wie wir ihn beispielsweise in einem grossen Theile Böhmens finden. Die bedeutende Bevölkerungszahl gestattet nicht, der Thätigkeit eine so enge Grenze zu stecken. Die natürliche Folge dieser Thatsache ist eine Industrie, die eben so mannigfaltig ist, als der Boden die zu verarbeitenden Rohstoffe bietet. Wir werden dabei erfahren, wie selbst das unscheinbarste und unbedeutendste Naturproduct nutzbar gemacht wird. Dank dem Fleisse der Bewohner unseres Ländchens ist es nicht nur möglich, die unmittelbaren Erfordernisse des Lebens herbeizuschaffen, so dass zu Zeiten der Noth diese minder fühlbar wurde, als es zum Beispiel im Erzgebirge der Fall war, sondern wir finden, besonders in den rein deutschen Bezirken, vielfach eine Art Wohlhabenheit, die ebenso sehr an Fleiss, als an eine gewisse Bedürfnislosigkeit erinnert.

Der Ackerbau wird mit aller Emsigkeit und Ausdauer betrieben. Oft sehen wir die Gabe der Ceres selbst mit Gefahr des Lebens hegen und pflegen. Wie niederschlagend aber ist mitunter der Erfolg, wie gering die ersehnte Ernte, die wieder Brot in die Hütte des Anbauers liefern soll!

Der Bewohner des Gebirges muss in manchen Gegenden, die allzu felsig und hoch gelegen sind, auf die

Aussaat und Verwendung der edelsten Halmfrüchte zum Genusse fast gänzlich verzichten. Schon ist es im tieferen Gebirge ein Anzeichen vorzüglich begabten Bodens, wenn das Korn reichlichere Früchte bringt. Weizen gedeiht dort meist nicht, oder wenn es der Fall ist, lohnt er die Mühe schlecht, und zwar nicht allein, weil er wenig körnert und an Qualität geringer ist, sondern auch darum, weil er den mühsam gedüngten, nur wenige Zoll tiefen Boden ganz aussaugt und dadurch das Erträgnis der Nachfrucht herabdrückt. Vorzüglich gedeiht der Hafer. Dieser wird, weil er fest und grosskörnig ist, auf den Wochenmärkten gern aufgekauft. Das Erträgnis ist in manchen Jahren so bedeutend, dass aus dem Verkaufe der im Hause nicht benöthigten Frucht das Bedürfnis an Korn und Weizen leicht gedeckt werden kann. Schlimm ist es für den Gebirgler, wenn ungünstige Naturereignisse das Gedeihen dieser Frucht verhindern. Unmutig lässt dann der enttäuschte Landmann die Hände matt in den Schoss fallen. Aber er zürnt seiner Heimat nicht; denn „einmal“ ist zwar für ihn und seine zahlreiche Familie nicht „keinmal“, aber doch nur einmal.

Gibt auch der Hafer bisweilen dem Armen Brot, so ist es doch besonders die Gerste, welche zu dieser kostbaren und von dem Gebirgler für wahrhaft heilig gehaltenen Nahrungsform noch vielfach benutzt wird. Sie gedeiht jedoch nur meist in dem Umfange, dass sie die Bedürfnisse des Ländchens befriedigt. Zur Ausfuhr ist sie, weil meist zu flach, weniger geeignet. Es beziehen sich diese Angaben allerdings nur auf die höher liegenden Theile unseres Ländchens. Wo der Boden günstiger ist, ändern sie sich begreiflicher-

weise. Weniger beliebt zu einem umfassenderen Anbau ist, weil der Ertrag ganz unvortheilhaft sich erweiset, innerhalb des Gebirgskreises die Erbse, Wicke und Linse. Etwas mehr wird wohl noch die Erbse gebaut, weil diese Frucht in Schlesien insgesammt eine beliebte Speise abgibt, deren man ungern entbehrt.

Neben der Gerste und dem Hafer ist die Kartoffel das tiefgefühlteste Bedürfnis. Sie ist dem Bewohner des Gebirges nächst dem Brote das unentbehrlichste Nahrungsmittel. Sie verschmäht selbst den felsigsten Boden nicht, und wenn auch stiefmütterlich behandelt, lohnt sie vielfach ihre Pflege mit verhältnismässig bedeutendem Erträgnisse. Es gibt nicht so leicht eine noch so ärmliche Hütte, die nicht irgend ein Fleckchen, das den Anbau lohnt, neben sich sähe. Ihr Bewohner ist in der milderen Frühjahrszeit eifrig beschäftigt, diesem Plätzchen die Kartoffelknollen anzuvertrauen. Wenn der Herbst herannaht, dann dampft der Ertrag täglich nicht allein des Abends, sondern auch des Mittags und des Morgens in der Schüssel. Der Taglöhner und der arme Leinweber leben in der That fast ausschliesslich von dem Erdapfel. Es zieht jedoch der allzu häufige und ausschliessliche Genuss, wie er hier erscheint, oft Ausartung des Unterleibes, Scrofeln u. dgl. nach sich. So treffen wir oft Kinder mit auffallend hervortretendem Bauch, der bereits mit dem volksthümlichen Namen „Kartoffelwampe, Erdäpfelwampe“ belegt ist. Je mehr sich jedoch die Persönlichkeit auswächst, desto mehr schwindet auch diese Krankheitserscheinung wieder, bis sie endlich sich ganz verliert.

Eine besondere Wichtigkeit hat für den Gebirgler der Anbau des Flachses. Er gedeiht hier vortrefflich,

und man sieht auf den sonnigen Thalwänden oft lange Strecken mit dieser zarten, schlanken Pflanze mit der mildblauen Blüte geziert. Er wird lang und feinfaserig und ist geröstet von vorzüglicher Qualität zum Verspinnen, da die Faser sehr fest ist. Diese wird meist im Ländchen selbst verarbeitet in allen Stadien, die sie durchläuft, ehe sie zum schneeweissen Linnen wird. Seit einigen Jahren freilich macht sich ein Rückgang in der Production des Flachses bemerkbar, weil sein Anbau nicht mehr so lohnend erscheint, indem er einerseits die Concurrenz des preussisch-oberschlesischen und russischen Flachses, der in unseren Flachsspinnereien dem einheimischen vorgezogen wird, nicht ertragen kann, andererseits der Verbrauch von Baumwollwaaren immer mehr und mehr zunimmt. Doch wird die Pflanze noch immer mit vieler Sorgfalt und Mühe gepflegt, wie es ihr zartes Wesen erfordert. Sie will rein von Unkraut gehalten sein, das ihre Zartheit benutzt, das Gedeihen derselben zu hindern. Sie von den Schmarotzerkräutern zu befreien, dazu sind ausser den Dienstleuten vorzugsweise die Kinder bestimmt, und meist bedingt auch das jugendlichste Alter keine Ausnahme. Dort mühen sie sich ab vom frühesten Morgen bis in den schwülsten Mittag hinein auf der schroffen Fläche mit gekrümmtem Rücken, von der Glut der Sonne gepeinigt, mit verbranntem Gesichtchen und eilen vorsichtig, wenn die Feierstunde für sie herangekommen, die beschwerlichen Gebirgsstege hinab, um den Eltern über ihre Arbeit Rechenschaft abzulegen und ein kärgliches Mahl zu geniessen.

Diese zärtliche und aufopfernde Pflege der Pflanze hat ihren Grund in der Bedeutung derselben für das

Leben und Streben des Schlesiers. Sie gewährt vielfach noch jetzt das Mittel, nicht allein während der langen Wintertage, die in unserem Ländchen in all ihrer Rauhheit auftreten, sondern auch während des Sommers, wenn die Feldbestellung vorüber ist, sich zu beschäftigen. In jeder Bauernwirtschaft nämlich wird zu der Leinwand, die während des Jahres benöthigt wird, das Garn von den Hausgenossen gesponnen. Alle Kleidungsstücke, welche das Linnen liefern muss, werden dadurch bedeutend im Preise erniedrigt. In den Jahren unserer Kindheit sah man es geradezu als eine Unehre an, wenn ein Landmädchen nicht spinnen konnte, und auf dem „Brautfuder“ der vermöglichen Bauerntochter prangte unter den übrigen, besseren Ausstattungsstücken zu oberst ein zierlich gearbeitetes, poliertes Spinnrädchen mit schön bebändertem Rocken geschmückt. Dabei mag erwähnt sein, dass die Spinnrädchen in Ziegenbock- oder Geissrädchen, in Weberrädchen und Wergrädchen geschieden wurden. Die Zeit, wo mit der Spille gesponnen wurde, ist so ziemlich abgeschlossen. Die Spille oder Spindel war ein walzenförmiges, oben und unten spitzes, an dem einen etwas stärkeren Ende mit einem Steinringe (Wirtel, Wärtel) bestecktes Holz, auf das beim Spinnen der Faden sich wickelte. Früher wurde das Garn meist auch von der Hausfrau selbst gewoben und gebleicht, und noch jetzt besitzt manche tüchtige Hausfrau die Kenntnis des Webens und Bleichens. Die immer noch sich vermehrenden grösseren Bleichen und die nur auf bestimmte Handwerksgenossen beschränkte Fertigkeit im Weben deuten einen Fortschritt an auf dem Gebiete des Besitzes und Bedürfnisses.

Das Brechen des Flachses geschieht in eigens zu diesem Zwecke, oft von einer ganzen Gemeinde erbauten „Brechhäusern“, die fast durchwegs aus Stein gebaut sind, um desto feuersicherer zu sein. Aus diesem Grunde befinden sie sich auch meist eine Strecke Weges von der Dorfschaft entfernt. Das Brechen hält man allgemein für eine sehr schwere Arbeit. Der sich entwickelnde Staub erschwert das Atmen, schwärzt die Gesichter und macht die Kleidung unkenntlich. Die ununterbrochene, mechanische Bewegung der Arme und die Anstrengung des Auges sind zum Tode ermüdend. Und die Arbeit muss schnell vollbracht werden; denn den morgigen Tag verlangt der Nachbar sein Recht an die Benutzung des Brechhauses. Eigenthümlich berühren mitunter den Wanderer, der den Zweck nicht kennt, diese einsamen Gebäude ohne Fenster, oft nur mit einer winzigen Thüre versehen. Die Bewohner der Dorfschaft selbst scheinen diesen ungastlich sich präsentierenden Stätten etwas Grauenhaftes abzusehen, indem sie dieselben häufig mit Spukgeschichten, Abenteuern u. s. w. in Verbindung bringen. Die Brechreste (Ahnen, Ennen) geben den Hausfrauen ein beliebtes Feuerungsmittel zum Heizen der Backöfen. Das gesponnene und gewobene Werg deckt das gesammte Bedürfnis an Säcken.

Der Anbau der Nutzpflanzen ist, insoweit sie verallgemeinert sind und ein Streiflicht auf die Eigenthümlichkeiten unseres Volkes werfen können, hiemit so ziemlich erschöpft. Auf Einzelnes kommen wir später noch zurück. Fügen wir einige Bemerkungen hinzu, unter welchen Verhältnissen der Anbau in den Gebirgsgegenden stattfindet. Wir führen den Leser auf den-

selben classischen Grund, welchem wir das in den Jahren 1868 und 1869 veröffentlichte „Zuckmantler Passionsspiel“, sowie manchen anderen Fund verdanken, der noch der Publication harrt, nach dem von jedem Verkehre abseits liegenden Dorfe Obergrund bei Zuckmantel.

Es ist dies eine lang sich hinziehende Ortschaft in einem tiefen Thale, das zu beiden Seiten von bisweilen fast senkrecht sich erhebenden Bergwänden überragt wird. Das Dörfchen ist arm; denn die natürliche Beschaffenheit des Bodens erschwert nicht allein den Ackerbau, sondern belohnt ihn auch da schlecht, wo die Hand des Menschen allen Hindernissen zum Trotze den goldenen Samen in den mühsam aufgerissenen Boden streut. Der spärliche Humus wird noch dazu häufig von heftigen Regengüssen thalwärts geschwemmt und ausgelaugt. Wohl heisst es da rüstig Hand anlegen, um die Hindernisse der Natur zu bewältigen. Aber seht, wie es dort oben wühlt und schafft! Im Frühlinge, wenn sich der Arm des Menschen wieder regt, den Anbau zu beginnen, ist für den kargen Boden, dem das Wasser während der nassen Jahreszeit einen Theil seines Gehaltes entzieht, das Düngen die erste Nothwendigkeit, wenn das Erdreich seinen Dienst nicht ganz versagen soll. Wo dies durch Zugthiere unmöglich ist, trägt der Mensch selbst auf seiner gebeugten Schulter den Dünger in Butten die steilen Berglehnen hinauf, die zum Gehen ohne alle Last die Brust schon keuchen machen. Wie oft muss der beschwerliche Weg zurückgelegt werden, und wie unermüdlich geschieht es! So anstrengend gestalten sich alle Arbeiten auf dem sterilen Boden, und Mann und

Weib und Kind betheiligen sich gleichmässig an den unendlichen Mühen. So ist es hier, so andernorts, überall aber bietet die Bodenbearbeitung grosse Beschwerden. Der oft gehörte Ausspruch: W'r håån g'arbt, wii d'Fiich'r! hat in Bezug auf Kraftanstrengung seine volle Berechtigung.

Trotz aller Ungunst der Verhältnisse ist der schlesische Landmann in dem Betriebe fortgeschrittener Bodencultur nicht zurückgeblieben. Dem veralteten Systeme der Bodenbearbeitung hat er grossentheils entsagt und der rationellen Ackerwirtschaft sich angeschlossen. Die Dreifelderwirtschaft hat der Deutsche so ziemlich aufgegeben, während im südöstlichen Theile Schlesiens, welcher von Slaven bewohnt ist, diese noch meist vorherrschend ist. Die Drainage beginnt auch bereits dem Kleingrundbesitzer ihre Vortheile zu verdeutlichen, und sie wird dazu dienen, den stark nassen Boden durch Ableitung der überflüssigen Feuchtigkeit tragfähiger zu machen.

In unserem Schlesien überwiegt in Bezug auf den Ackerbau der Kleingrundbesitz den Grossgrundbesitz. Es ist natürlich, dass der letztere dem ersteren als Führer dient. Wenn der Kleingrundbesitzer an Geldmitteln und Unternehmungsgeist dem Grossgrundbesitzer nachsteht, so gleicht er das theilweise durch eine billigere und einfachere Art des Betriebes aus. Der schlesische Bauer ist gewohnt, ohne andere Arbeitskräfte, als die rüstigen Arme seiner Familie die ländlichen Arbeiten zu verrichten, und dies früher bei weitem mehr als jetzt. Die Kinder besonders mussten sich oft, und zwar leider nur zu häufig auf Kosten des Schulbesuches, übermenschlich harten und anstrengenden

Arbeiten im zartesten Alter schon unterziehen, während im gewöhnlichen der Bauer sich mehr schonte und gern und lange im lieben „Kretschem“ sass. Der ältere Theil der jetzigen Generation schlägt deshalb auch die Hände über dem Kopfe zusammen ob des frevelhaften Müssigganges unserer Jugend. Und doch deuten gerade die Klagen dieser Leute, die leider nicht einsehen wollen, welchen Nutzen diese Thatsache für die körperliche und geistige Kräftigung der ärmeren und ärmsten Classen unseres Volkes hat, auf bessere Bildungsverhältnisse hin; denn der fleissigere Schulbesuch wirkt hier mit, andere Arbeitskräfte heranzuziehen. Es beginnt jedoch nunmehr auch der Bauer einzusehen, wie nothwendig Bildung und Fortschritt ist, und er kraut sich den harten Kopf, wenn er sich gegenüber der heranwachsenden Jugend intellectuell vereinsamt findet. Das jüngere Geschlecht verlacht seinen Aberglauben*) und Knauers hundertjährigen Kalender, welcher als der unentbehrlichste Bestandtheil seiner Büchersammlung oben auf der rauchgeschwärzten „Rispe“ zu stetem Gebrauche bereit liegt.

Die Viehzucht geht mit der Beschaffenheit des Landes und dem Ackerbau Hand in Hand. Im allgemeinen richtet man eine grosse Aufmerksamkeit auf sie. Das Pferd ist ganz besonders der Liebling des schlesischen Bauern. Das in unserem Ländchen einheimische Pferd ist gross, stark, vor allem zäh. Es gehört jedenfalls zum deutschen Schlage. Doch hat die eigentliche Pferdezucht niemals in unserem Gebirge rechten Fuss gefasst, sie wird bedeutend mehr in

---

*) Vergl. Volksthümliches II., S. 258 ff., 263 ff., 267 ff.

den flacheren Gegenden gepflegt. Ein gut Theil des Pferdebedarfes deckt unser Bauer von dem Kuhländchen und den angrenzenden Landestheilen aus, wo die Pferdezucht mit Vorliebe betrieben wird. Ein Theil der Pferde wird auch aus Böhmen und Preussen eingeführt. Die aufgekauften Jährlingshengste werden von den Gebirgsbewohnern gross gezogen, leider aber in den meisten Fällen viel zu früh zu schwerer Arbeit benutzt. Die Sitte, die Pferde zur Weide zu führen, wie wir sie im Osten unseres Kronlandes noch finden, hat bei den Gebirglern bereits seit mehreren Jahrzehnten aufgehört. Die durch die erhöhte Cultur bedingte Abnahme der Weideplätze hat das Ende dieser Sitte beschleunigt.

Die Thatsache, dass die Weideplätze abgenommen haben, hat auch die Zahl des Rinderstandes vermindert; doch war der frühere Viehstand an Qualität bedeutend zurück, während jetzt unsere Raçe einer Veredlung entgegengeführt wird. Heute hält der Bauer statt der früheren zehn Stück Rindvieh öfter vielleicht nur fünf, diesen aber widmet er seine ganze Sorge und Pflege, und darum ist der Ertrag trotz der verminderten Zahl viel bedeutender. Zum Ziehen gibt der kleine Landwirt der zähen, deutschen Raçe den Vorzug.

Der Stand und Ruhm der schlesischen Schafzucht ist viel zu bekannt, als dass hier es längerer Auseinandersetzungen bedürfte. Der Kleingrundbesitzer hat übrigens die eigentliche Zucht des feinwolligen Schafes nie recht betrieben. Nur in der futterreichsten Zeit des Sommers hält er auch jetzt wohl noch einige dieser Thiere, doch nicht so sehr der Wolle, als des Fleisches wegen. Die grössten Dominien und Güter aber pflegen

sie noch heute mit Ausdauer und Ernst. Nach unserer Meinung jedoch ist für unser Schlesien der alte Ruhm seiner Schafzucht in Abnahme; denn es findet bereits starke Concurrenz in der aussereuropäischen Wolle. Das Aufhören des Schaftriebrechtes, die mit der fortgeschrittenen Cultur zunehmende Zerstückelung des Grossgrundbesitzes, der Boden, dessen die ungemeine Rührigkeit der Industrie bedarf, werden das Ihrige beitragen, unsere Behauptung wahr zu machen. Es ist vielleicht hier noch zu erwähnen, dass mit der schlesischen ausgezeichneten Schafzucht auch der tüchtige Schäfer Hand in Hand geht. Der schlesische Schäfer ist ein guter Wetterprophet, der den nahenden Sturm, den bevorstehenden Regen mit ziemlicher Sicherheit ankündigt. Er ist zugleich ein trefflicher Chirurg, der Schafen und Menschen wieder auf die Beine hilft, wenn sie diese gebrochen. Gliederverrenkungen heilt er unfehlbar. Früher spielte er auch wohl eine Art Geisterbeschwörer und Hexenkenner. Beide wusste er zu bannen und auszutreiben. Er war, um es kurz zu sagen, ein Volksarzt unserer schlesischen Landleute*). Heut zu Tage ist diese Anführung allerdings nur noch halb wahr.

Die Schweinezucht beschränkt sich, im deutschen Gebirge wenigstens, auf den häuslichen Bedarf des Fleisches. Diese Thiere werden meist von polnischen Händlern gekauft. Doch scheint es, als wenn man auch bei uns allerwärts anfienge, dieses nützliche Thier selbst zu züchten. Es würde dadurch ein schönes Stück Geld im Ländchen bleiben.

*) Vergl. Volksthümliches II., S. 244 f.; dazu S. 227 ff., 239 ff. und 248 ff.

Wenn uns das Wohl und Wehe der niedersten Classen unseres Völkchens zu Herzen geht, so werden wir nicht versäumen, unsere Aufmerksamkeit der Ziegenzucht des Ländchens zuzuwenden. Sie ist nicht allzu bedeutend, doch ist sie im Zunehmen begriffen. Das beweiset, dass auch der Arme daran ist, das Wenige, was er besitzt, zu seinem Wohle recht auszubeuten. Wenn der arme Häusler auch sonst nichts besässe, Futter und Unterhalt für eines dieser genügsamen Thiere weiss er herbeizuschaffen. An unbebauten Rändern und in Waldculturen hat es Laub und Kräuter genug, deren Absammlung ihm gern gestattet wird. Werden diese Thiere nicht zu wahren Wohthätern der ärmeren Classen, wenn wir zu sagen vermögen, dass sich zu dem Erdapfel nun die Milch zur besseren Ernährung hinzugesellt?

Das Kaninchen und Meerschweinchen werden von der ärmeren Bevölkerung nicht selten gezüchtet ihrer anspruchslosen Forderungen und ihres geniessbaren Fleisches halber. Wie herrlich duftet der Braten des Sonntags, der langentbehrte! Jede Thatsache, welche die Tage des Armen erträglicher macht, ist tausendfach wichtiger, als der luxuriose Comfort des Reichen. Von unten herauf erfrischt die Zeit die Nation, wie die Wurzel den Baum.

Das Verständnis und die Kenntnis der Bienenzucht war in früheren Jahrzehnten allgemeiner. Das leichtere Beschaffen des Zuckers, der jetzt die Stelle des sonst fast ausschliesslich gebrauchten Honigs zur Süssung vertritt, Mangel an einsichtiger Pflege, auch wohl das zunehmende Schwinden der Wälder, welche die Nahrung reichlich darboten und die Winterstürme abhielten, hatten im

allgemeinen eine bedeutende Verminderung herbeigeführt; doch weisen die Versuche, durch die Wissenschaft veredelnd auf die Bienenzucht einzuwirken, seit einigen Jahren bereits namhafte Erfolge auf.

Die Anpflanzung des Maulbeerbaumes and der Betrieb der Seidenzucht haben kaum die erste Periode erfolgreicher Daten zurückgelegt trotz mannhafter Anstrengungen von Seiten des thätigen Vereines. Eine solche Beschäftigung, die in der That für den Süden geschaffen scheint, will sich mit der Kraftfülle und dem Bedürfnis massiver Arbeit schwer vertragen. In den Augen des grösseren Theiles der Bevölkerung erscheint derlei als eine Art kaum halbverzeihlicher Tändelei, und dieser Umstand tritt, wenn die Bedingungen ihres Gedeihens auch sonst vorhanden wären, dem Aufkommen der Seidenzucht hindernd entgegen. Jahrzehnte erst könnten den Widerwillen des Volkes gegen diese dem Süden entnommene und dem Norden zugedachte Beschäftigungsweise überwinden. Ein neuer Beweis, dass die Beschäftigung dem Charakter eines Volkes und Landes angepasst werden muss, und dass diese nicht so leicht in ein anderes Gebiet hinübergreift, ohne dass Klima und Volkscharakter den Handgriff unterstützen. Uebrigens mögen die Bemühungen des vaterländischen Vereines gesegnet sein zum Wohle unseres Ländchens!

Zahlreiche Hände unserer Landbewohner sind dem Ackerbau und der Viehzucht zugewandt. Ein Theil der ärmeren Bevölkerungsclassen tritt bei dem Grossbauer und Grossgrundbesitzer in der weitesten Bedeutung des Wortes in Dienst. Wenn der Knabe oder das Mädchen die Schule verlassen haben, dann treten

sie an die entscheidende Standeswahl und werden in sehr vielen Fällen „Kühjunge“, meist kurzweg der „Junge“ (Jonge) genannt, oder „Kühmädchen“ („Mädchen“, Määdla) mit einem sehr geringen Lohne, der kaum ihren Bedarf an Kleidern und Schuhzeug deckt. Während sie im Winter die kleineren Arbeiten in der Küche und im Stalle zu verrichten haben, ist im Sommer die Feldarbeit und die Pflege des Nutzviehes ihre Hauptbeschäftigung. Meist ist die Behandlung eine äusserst glimpfliche. Sobald es Stärke und Grösse erlaubt, ändern sich Beschäftigungsweise und mit dieser auch der Name. Aus dem Kühjungen wird ein „Pferdejunge“. Ihm liegt, wie schon der Name andeutet, fast ausschliesslich die Fütterung und Pflege der Pferde ob. Sein Lohn hat sich um einiges vermehrt. Im allgemeinen ist seine Stellung schon schwieriger; denn jetzt erst beginnen seine Lehrjahre für die Feldbestellung, und er kömmt aus der Hand eines weniger drückenden Weiberregimentes in die des derben Bauern oder Knechtes. Und hier gilt meist der Grundsatz: „Ich bin hart gehalten worden, folglich musst auch du es werden!“ Der Knecht fühlt auch oft hier zum erstenmale die Wonne zu herrschen. Er lehrt den Zögling den Pflug führen, die verschiedenen Arten des Eggenstriches und das Dreschen. Während die Beförderung vom Kühjungen zum Pferdejungen oft nur ein Jahr brauchte, bedarf es deren mehrerer, ehe er den Rang eines Knechtes erlangt. Er bedingt einen vollkommen ausgewachsenen Körper und ein Bekanntsein mit allen landmännischen Beschäftigungen. Seine volle Reife zum Knechte thut er dar, wenn er einen ordentlichen „Schwaden hauen“ kann, d. h. wenn er das Mä-

hen gut erlernt hat, wozu natürlich Körperkraft, Ausdauer und eine gewisse Geschicklichkeit gehört. Deshalb wird kein Bauer einen Knecht mieten, ohne ihn vorher zu fragen, ob er „hauen“ kann. Auf grösseren Besitzungen finden wir den „Kleinknecht“ und den „Grossknecht.“

Dem Kühjungen gleich hat auch das Kühmädchen eine gewisse Stufenleiter zurückzulegen. Es wird Kleinmagd (klääne Määd), Mittelmagd und endlich Grossmagd (Gruussmääd). Der Dienst der Grossmagd bedingt, dass sie neben vielem anderem vorzüglich Brot backen kann, und die Sense ebenso wie den Dreschflegel geschickt zu handhaben weiss. Auch muss sie die Viehpflege, namentlich das Melken und die Butterbereitung gründlich kennen. Ihr hat ausser der Herrschaft nur noch der Grossknecht zu befehlen, insofern dieser die Pflicht hat, als eine Art Majordomus die Ordnung unter dem „Gesinde“ aufrecht zu erhalten.

Sehen wir zu, wie sich das Verhältnis der „Herrschaft“ zum dienenden Personale gestaltet. Wir werden freilich um einige Decennien zurück greifen müssen, da die Zeit auch hier an das Originelle Hand angelegt hat, um es immer mehr und mehr zu verwischen. Der Hausstand der Schlesier war in früherer Zeit echt patriarchalisch. Die Magd wurde den Kindern eine zweite Mutter, an welcher sie mit inniger Liebe hiengen, und sie gehörte ebenso wie der Knecht recht eigentlich zur Familie. Herr und Frau und Dienstboten giengen mit einander vertraut um, und es entsprang das einer gegenseitigen, freundlichen Berathung, was jetzt der Befehl des Dienstgebers auszuführen gebietet. Eine Folge dieses Verhältnisses war es, dass der Dienst-

bote am Familientische seinen Platz einnahm, eine Sitte, die jetzt nur noch in abgelegenen Dörfern sich findet, in welche der Strom der Neuerungen nur schwer einzudringen vermochte. Es lässt sich dieses patriarchalische Verhältnis vielleicht in Zusammenhang bringen mit der Art und Weise, wie sich das Besitzthum des Landbauern vererbte. Der älteste Sohn, später auch wohl ein beliebiger, gewöhnlich der besondere Liebling des Vaters, erhielt das unbewegliche Erbe in Bausch und Bogen. Die übrigen Kinder bekamen eine Abfertigung, welche in gar keinem Verhältnisse zum gesammten Familienvermögen stand. Es war ein Zehrpfennig, vermittelst dessen demjenigen, welcher ihn erhielt, der Wanderstab in die Hand gedrückt wurde, wenn ihm sonst die Verhältnisse nicht günstig waren. Im elterlichen Hause war seines Bleibens nicht mehr, er zog fort, wenn auch nicht überweit. In bekannter Nachbarschaft fand sein Fleiss längst Anerkennung und verschaffte ihm Brot und Dach. Es gab dort einen Ackerbauer, welcher einen Gehilfen, einen Knecht benöthigte. Mit wenigen Worten wurde das gegenseitige Uebereinkommen geschlossen und durch ein derbes Handschütteln bekräftigt. Es hiess bei dem einen: „Ich diene dir treu und redlich, will dein Hab und Gut auf jede Weise fördern!“ und bei dem andern: „Du isst an unserem Tische, bist mein Rathgeber, mein Helfer überall, nur nennst du mich deinen Herrn!“ Und so diente er treu und gewissenhaft, und oft kam es vor, dass er den Dienst nicht wechselte, ausser wenn es eine neue Lebenslage erforderte. Häufig, wenn es dem Hause an männlichen Nachkommen fehlte, nahm er die Tochter seines Herrn in Ehe. In keiner

Noth verliess er diesen, gieng allen an Fleiss voran, vermehrte das Vermögen des Hauses, hielt es auch oft, wenn der Bauer dem leidigen Brantwein allzu sehr huldigte, vom Falle fern. Die Familie sah darum den Knecht als ihren wahren Freund an, und nahm, wenn er ein selbstständiges Hauswesen gründen wollte, mit Thränen Abschied von ihm. Immer aber waren die Bande zwischen ihm und der Familie des Herrn mehr oder minder geheiligt. Der Herr selbst erkannte in ihm den rechten Edelstein, und laut rühmte er sich auf der Wirtshausbank des verlässlichen Gehilfen, während der Neid in den Mienen aller sich spiegelte; denn schon hat nicht ein Dorfgenosse es versucht, den Tüchtigen auf seine Seite zu ziehen und ihn durch Zureden und Versprechungen für sich zu gewinnen. Er geniesst den Ruf des fleissigsten Mannes der Ortschaft, sein Licht ersteht früh morgens in seiner Kammer zuerst und ist für alle ein Wahrzeichen. Und noch bei Mondschein hören die Nachbarn die mächtigen Schläge seiner Axt, mit welcher er die knorrigen Wurzeln der ausgerodeten Tanne zerspaltet.

Die Löhnung des männlichen und weiblichen Dienstpersonales bestand anfangs gar nicht, später nur zum geringeren Theile in klingender Münze, sondern in dem Nutzgenusse eines Ackerstückes. Dieses Ackerstück wurde gemeiniglich das „Beet“ genannt, und der Dienstbote benutzte es, wie er wollte. Der Ertrag gehörte ihm ganz. Mit der Geldlöhnung heutigen Tages verglichen standen sich die Dienstleute wohl früher besser. Die Nutzniesser bauten meistens Flachs (Lein) und Kraut auf diesem vom Wirte gedüngten Beete an. War das Jahr günstig, so war der Ertrag bedeutend,

vereinigten sich aber die Umstände dahin, dass die Frucht misrieth, so waren freilich auch die Kosten des Anbaues verloren.

Der verheirathete Knecht führt seine Beschäftigung bei der Landwirtschaft am liebsten fort und dient unter dem allgemeinen Namen Arbeiter (Arbter) dem Bauer um Taglohn. In mehreren Gegenden findet er wohl das ganze Jahr hindurch gewohnte Beschäftigung; doch sind die Winterlöhne bedeutend geringer, als die während des Sommers und besonders während der Ernte. Sie richten sich theils nach der Länge des Tages, theils nach der Schwere der Arbeit; deshalb sind sie während der Ernte auch am bedeutendsten. Darum erhalten auch die Knechte als Entschädigung ausser ihrem Lohne noch ein bestimmtes Erntegeld, beim Grossgrundbesitzer die „Arbeiter", vorzüglich die „Mader" und Drescher ein gewisses Mass Körnerfrüchte. Wenn es in gewissen Zeiten, wo die Landwirtschaft ruht, an Arbeit fehlt, so findet er einen Platz als Handlanger, oder er beschäftigt sich mit kleinen industriellen Unternehmungen. In einem Theile des Gebirges gewährt ihm auch die Anfertigung von „Holzdraht" für Zündholzfabriken in Preussen und Oesterreich lohnende Beschäftigung.

Während eines Theiles des Winters ist das Ausdreschen des Getreides eine Hauptbeschäftigung. Es liegen dieser Beschäftigung nicht allein die eigentlichen „Arbeiter" ob, sondern auch der bemitteltere „Gärtler", welcher während des Winters, um sein eigen Gut zu schonen, gern einen Heller verdienen will. In der Scheune Handschuhe zu tragen, galt früher als ein Zeichen der Weichlichkeit und der Trägheit. „Der

Drescher muss sich selbst warm machen!" Was die Fussbekleidung des Dreschers anbelangt, so sieht man ihn häufig in sogenannten „Strohpotschen" bei seiner Arbeit. Die Anfertigung dieser „Potschen" gewährt vielen eine Zeit des Bedüfnisses hindurch Beschäftigung, obwohl sie die Träger meist auch selbst anzufertigen verstehen. Bis in das Frühjahr hinein klingt der geregel e Drischelschlag laut und lustig in die Gegend hinaus und hallt an den Wänden der Berge und Hügel wider. Die Bohlentenne begünstigte diesen „traulichen Lärm," wie ihn J. G. Seume im ersten Theile seines Spazierganges nach Syrakus nennt, ungemein. Die Lehmtenne, noch mehr aber die Verwendung der Dreschmaschine, hat sie und mit ihr ein gutes Stück Gebirgspoesie so ziemlich ganz verdrängt*).

Es fehlt uns, wie wir schon angedeutet, ein Schienenweg, welcher das Innere des Ländchens durchschneidet, um durch billige Herbeischaffung der Steinkohlen unserer gesammten Industrie aufzuhelfen und der gefahrdrohenden Verminderung der Wälder Einhalt zu thun. Freilich sind die Kosten, welche die Hindernisse, die der mächtige Gebirgsstock und seine Ausläufer bieten, gross, und haben das seit Jahren beabsichtigte Unternehmen wiederholt in Frage gestellt. Doch die Zeit, die nie gezögert, ein Bedürfnis, das sich als zwingend erwies, zu befriedigen, sie hat auch hier ihren energischen Arm bewährt. Heil der Industrie des Landes, sobald diese Zeitfrage ihre volle Lösung gefunden! Tausend regsame Hände werden beschäftigt werden, in tausend kummervollen Hütten wird den lieben Kin-

*) Ueber Bräuche beim Dreschen vergl. Volksthümliches II., S. 270.

dern ein reichlicherer Weihnachtsbaum brennen! Solange diese zeitgemässen Verkehrsadern fehlen, müssen sie durch das Fuhrmannsgeschäft nach Möglichkeit ersetzt werden. Nicht wenige Einwohner nährt dieses Geschätt, obwohl es mühsam und beschwerlich ist. Allein der schlesische Fuhrmann lässt sich's nicht verdriessen, er liebt sein Geschäft leidenschaftlich und entsagt ihm schwer. Es ist ihm ein Bedürfnis, Tag und Nacht mit dem stark gebauten Wagen über die Berge zu rollen. Die Herbergen an der Strasse sind ihm zu ebenso vielen Heimatsorten geworden, in denen manche bekannte und liebe Freundeshand seiner wartet. Seine Pferde sind seine Freunde, und sie pflegt er mit Aufopferung seines Selbst. Neben ihnen schläft er, sie füttert er im Nothfalle aus seinem Brotsack. Das Gebirgspferd verdient auch diese Liebe, es ist ausdauernd, stark und ganz für das schwierige Terrain geschaffen. Die Liebe des Fuhrmannes geht so weit, dass er es mit blankgeputzten Messingplatten und Messingringen am Rückgurt und Kummet behängt. Die Spitze des letzteren ist auch mit einem Stücke purpurrothen Tuches behangen. Sehen wir uns nun den Fuhrmann näher an. Wir finden ihn häufig verunstaltet. Nicht selten nämlich hat allzu schweres Heben ihm einen Leibschaden zugezogen, eine fallende Last, der Schlag eines Pferdes oder sonst ein Zufall ihm ein Glied gelähmt. Sonst ist er meist eine derbe Gestalt mit schwerfälligem Gange und gebeugtem Rücken, wie es das schwere Geschäft mit sich bringt. Selten fehlt das purpurrothe und geblümte Tuch, welches während des Sommers lose um den Hals geschlungen ist. Auf dem Kopfe trägt er meist eine roth und weiss

gestreifte Zipfelmütze, darüber stets einen schwarzen Filzhut, welcher ein verwettertes, doch ehrliches und gerades Gesicht beschattet. Eine kurze, blaue Jacke bis an die Hüften reichend und die einschlagende Peitsche straff in der Rechten vollenden seinen Aufzug. So sieht man ihn bis tief nach Preussen und Mähren hinein die Strassen verfolgen. Pferde wie Fuhrmann schreiten bedächtig Schritt für Schritt vorwärts. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo die Wurzel dieses Betriebszweiges fallen wird.

Das sind die Fuhrleute, welche die zahlreiche Industrie beschäftigt. Andere befassen sich damit, Holz von den Bergen in die kleinen Städte zu schaffen. Wahrlich ein schwieriges Geschäft auf den gefährlichen Waldwegen! Dazu wird es ganz vorzüglich im rauhesten Winter betrieben. Der Lohn für so harte Arbeit ist gering genug, obgleich es oft Pferd und Wagen kostet. Die Berge wissen von manchem Unglücke zu erzählen.

Eine noch andere Erscheinung unter der Gestalt dieses Geschäftes sind die wandernden Krämer. Ihre Verkaufsartikel bestehen aus Leinwand und aus Baumwollwaaren in mannigfacher Form (Kattune, Tüchel etc). Wenn der Sommer naht, dann ziehen sie aus nach entfernten Gegenden. Sie durchziehen das österreichische und das preussische Schlesien und einzelne Theile Mährens. Ihre Wagen sind leicht, meist mit grüngefirnisster Leinwand überspannt. So geht es hinaus in die Ferne, um Brot und Gut zu erjagen und mit Beginn des Winters in die Heimat zurückzukehren. Das Weib des ärmeren Krämers (s Tichlawaib) trägt ihren „Pink'l“ auf dem Rücken in näher liegende Orte

und Bezirke. Dieser Erwerbszweig wird besonders im Hotzenplotzischen betrieben, in den Ortschaften Liebenthal, Arnoldsdorf, Petersdorf, Hennersdorf, Johannesthal und Röwersdorf.

Es erinnert uns dieser Handel an die Baumwollen- und Leinenindustrie. Wir alle wissen, wie ungemein gross Umfang und Bedeutung derselben ist. Der Verwendung des Rohstoffes durch die Weberei geht gewöhnlich das Bleichen des Garnes vorher, welches in den mechanischen Flachsspinnereien in Freiwaldau, Freudenthal, Konau, Würbenthal, Lichtewerden in anerkannt trefflicher Qualität gesponnen wird. Ueberall, wo die Weberei in grossem Massstabe betrieben wird, ganz besonders in der Nähe der kleinen Städte — wir nennen Zuckmantel, Freiwaldau, Würbenthal, Freudenthal, Wigstadtl, Wagstadt — finden wir auch die Bleichen als einen Nebenzweig dieser Industrie, welche viele Hände beschäftigt und einen höheren Lohn gibt. Wer hat jemals das heitere Bild vergessen, das dem beobachtenden Wanderer sich darbietet, wenn er den Kamm des Gebirges erstiegen hat und bei herrlicher Morgenbeleuchtung das liebliche Thal unter sich gewahrt. Glatte Strassen schlängeln sich durch den thaufrischen Wald, während der erste, glänzende Sonnenblick durch den Nebel hindurchzittert. Unten eine freundliche Ortschaft. Ueberall Spuren der Industrie und der regsamsten, wenn auch nicht der alle Poesie vernichtenden himmelhohen Schornsteinindustrie. Wohl erheben sich auch hier einige der Rauchtänge vor ihren Mitgenossen, allein immer noch bescheiden genug, um diese nicht durch massige, tiefschwarze Rauchsäulen zu verdunkeln. Es sind Bleichen mit all ihrem heiteren,

lustigen Äussern. Schwindet der Schnee von den Koppen und Wänden der Berge dahin, dann überzieht der Frühling durch die fleissige Hand des Menschen die frischen Thäler an den krystallhellen Wässern mit dem Schnee des Linnen. Wie herrlich kleiden die natürlichen und künstlichen Gegensätze die Gegend! Das gebleichte Garn wird theils zu Zwirn verarbeitet, theils durch die Hand oder durch die Maschine gewoben. Die Handweberei hat in unserem Ländchen wohl noch die meisten Anhänger, sie wird, wie schon bemerkt, in gewaltigem Umfange betrieben, wiewohl die Maschinenweberei sie überbietet, wenn auch nicht an Dauerhaftigkeit, so doch an Sauberkeit und billiger Berechnung der Production. Sich und seine Familie auch nur kümmerlich zu ernähren, namentlich aber mit der Steuer nicht im Rückstande zu bleiben, — und Schlesien hat Dank der Tüchtigkeit seiner Bewohner in der That keine Steuerrückstände! — das ist der arme Weber nur dann im Stande, wenn er sich der ausdauerndsten Arbeit unterzieht. In jedem Hause vernimmst du das eintönige, schrille Tiktak des Schiffleins, und es verstummt oft die ganze Nacht hindurch nicht. Zu jeder Nachtstunde kannst du die Fenster der Fleissigsten des Handwerkes erleuchtet finden. Es ist in der That zu verwundern, dass Ausdauer und Mühe in solchem Masse an ein im ganzen undankbares Geschäft verwendet wird. Man sollte wenigstens voraussetzen, dass die männliche Nachkommenschaft sich anderen Unternehmungen und Handwerken zuwenden, und dass der kummervolle Familienvater darauf dringen würde! Allein das ist grösstentheils nicht der Fall. Der Sohn des armen Webers behält das Gewerbe seines Vaters. Zum

Theile ist es allerdings zu erklären. Die Arbeit des Handwebens ist so ziemlich einfach und leichter, als manche andere. Schon das ist in manchen Fällen anziehend. Dann erfordert das Handwerk, wenn es ernähren soll, den Fleiss der gesammten Familie. Sobald also der Knabe die Schule verlässt, ist er genöthigt, dem Vater wackeren Beistand zu leisten. Zum Spulen wird er noch früher, oft schon im zartesten Alter verwendet. So arbeitet er sich leicht in das Gewerbe ein und wird als Ernährer unentbehrlich. Und wollte er auch später einen anderen Beruf wählen, so erlauben es seine fortgeschrittenen Jahre nicht mehr recht. Doch betreibt ein Theil der Weber das Gewerbe nur im Winter und verlässt es des Sommers, um sich anders und besser zu ernähren.

Die Weber theilen sich nach Unternehmungsgeist und Vermögensverhältnissen in zwei Classen. Die pecuniär besser gestellte ist die der Factoren, welche die andere, die der Lohnweber, mit Arbeit und den nöthigen Mitteln versorgt. Der Factor übergibt nämlich dem letzteren die Garne und bezahlt ihm seinen Arbeitslohn nach der Elle. Ein kleinerer Bruchtheil ärmerer Weber arbeitet selbsständig mit eigenen Mitteln und besorgt das Weben des in der Bauernwirtschaft, zum Theile auch im Bürgerhause gesponnenen Garnes.

Sehr gesuchte schlesiche Leinwande erzeugen in ausgezeichneter Qualität Freiwaldau und Freudenthal. Freiwaldau schickt die schwere Weissgarn-Stuhl- und appretierte Leinwand auf den Weltmarkt. Auch in Wigstadtl werden Handgewebe von vorzüglicher Güte gearbeitet. Die besten Zwillichwaaren er-

zeugen Würbenthal und Engelsberg, Freiwaldau und Freudenthal. Ebenso liefern diese vier Bezirke die herrlichsten Damastwaaren, als Tischzeuge, Kaffeetücher u. s. w. Die besten Zwirne liefert Würbenthal. Sie haben bisher der Concurrenz der besten ausländischen Producte rühmlich Stand gehalten.

Hand in Hand mit der Leinwandindustrie geht die Baumwollwaarenindustrie. Unternehmungsgeist und Fleiss streben auch hier mächtig vorwärts; doch war es diesem Betriebe noch nicht möglich, der Leinenindustrie gleich zu kommen. Die Zahl der Weber, welche mit Baumwolle arbeiten, ist noch bedeutend geringer, als die der Leinweber. Dass aber auch die Schafwollwaarenindustrie von grossem Umfange ist, beweist der Umstand, dass selbst ungarische und russische Wolle eingeführt wird. Es ist einer unserer ältesten und wichtigsten Industriezweige, der viele tausend fleissige Hände vollauf beschäftigt. Die veredelten Producte sind in allen Abstufungen vorhanden, von der möglichsten Feinheit bis zum groben Militärtuche. Den Vorrang in Bezug auf Tuchfabrication behauptet Jägerndorf; doch scheint uns zur Sicherung der Zukunft dieses Industriezweiges die Errichtung einer gewerblichen Fachschule daselbst unerlässlich.

An die Grossindustrie der Zwirn-, Leinwand- und Baumwollwaaren knüpfen sich Namen, welche bei Gelegenheit der letzten Weltausstellungen zu höchst geglänzt haben. Wir erinnern an die Namen Raimann, Wiesner in Freiwaldau, Heinz, Wurst in Freudenthal, Grohmann in Würbenthal.

Die Hervorbringung chemischer Producte, die Pottasche-, die Mehl-, Bier-, Leder-, Papier- und Pa-

pierstofferzeugung weisen ebenfalls einen grossen Betrieb auf und nähren ihre Arbeiter. Sehr bedeutend ist die Spiritus-, Brantwein- und Liqueur-Fabrication, obschon sie sich mehr im Osten unseres Gebietes concentriert. Besondere Pflege findet die Zuckerfabrication, die sich auch von grossem Einflusse auf die schlesische Landwirtschaft zeigt. Selbstverständlich wird der Anbau der Rübe nur in den bevorzugtesten Gegenden des Ländchens betrieben, und dort finden wir auch als Mittelpuncte derselben die Fabriken. Der Centnerpreis der Runkelrübe hat sich binnen wenigen Jahren verdoppelt. Die Bearbeitung der Pflanze nimmt ausserordentlich viel Hände in Anspruch. Die Arbeitskräfte werden darum dort, wo der Anbau der Runkelrübe allgemein ist, oft zu kurz, und dadurch wurde bald eine allgemeine Lohnsteigerung hervorgerufen. Die Fabriken bedürfen ebenfalls vieler Menschenkräfte und lohnen im allgemeinen gut. So hat sich auch dieser Industriezweig wohlthätig erwiesen, nicht allein den Reichthum weniger zu fördern, sondern auch der bedrohten Armut Linderung ihrer Noth zu bringen. Möge die auf dem Gebiete der Landwirtschaft unaufhaltsam fortschreitende Wissenschaft Vorsorge treffen, dass der Anbau der Zuckerrübe die Bodencultur durch ein völliges Aufsaugen der Pflanzennahrung nicht gefährde. Ohne diese Vorsorge dürfte der Anbau der nahrungsgeizigen Pflanze, verbunden mit dem Schwinden der Wälder und ihrer Feuchtigkeit, allerdings schlimme Folgen haben, wenn wir auch nicht besorgen, es werde unser Ländchen je ganz entwaldet und von einem Ruine des Bodens heimgesucht werden, dem Sicilien und andere im Alterthume fruchtbare Landstrecken verfallen sind. Denn

noch hat Schlesien der Wälder genug, noch fliessen frische Wässer reichlich von den Bergen.

Diese letzteren mahnen uns, ihrer dankbar zu erwähnen, nicht nur weil sie uns allen eine geliebte Heimat sind, sondern weil ihre mineralischen Bestandtheile industriell vielseitig verwertet werden zu Nutz und Frommen der Bevölkerung, weil sie überhaupt darnach angethan sind, unser Ländchen in mancher Beziehung merkwürdig zu machen. Zunächst weisen wir hin auf die vielseitig kenntlichen Spuren ehemaliger vulcanischer Evolutionen, welche die Aufmerksamkeit des Forschers in hohem Grade anregen. In mehreren Theilen des Gebietes zeigen sich höhere und niedere Bergkoppen, welche nach Gestalt und anderen Anzeichen als ausgebrannte Vulcane erkannt werden. Aus jener grauen Urzeit ein Bild würde das Ländchen in einer wesentlich verschiedenen Gestalt erscheinen lassen. Die glühende Lava entströmte damals an verschiedenen Puncten den bis in die Grundfesten erschütterten Bergreihen, und der Qualm der kochenden Abgründe war weithin ein Merkzeichen für ein uns unbekanntes Volk, wenn damals schon ein menschliches Auge die düsteren Wälder durchspähte. Noch jetzt ergreift uns ein eigenes Gefühl, wenn unseren Blicken ein Stück Lava sich darbietet, welches dem Strome angehörte, der einst zischend und glühend in's Thal hinabschoss. Wie ferne liegt eine Vorstellung und Ahnung jener Zeiten uns, die wir im heiligen Vertrauen dem felsigen Fusse der Berge unseren heimatlichen Herd vermählt haben! Doch finden sich diese vulcanischen Erscheinungen nicht auf den höchsten Erhebungen unserer Gebirge, sondern mehr in dem vorliegenden Hügellande. Betrachten wir uns

den von Freudenthal nicht ganz eine halbe Meile entfernten Köhlerberg näher. Er hat eine Seehöhe von 2132'*) und zeigt uns eine nach Osten und Norden allmählich, nach Süden aber steil abfallende Bergkoppe, deren höchsten Punct ein weithin sichtbares Kirchlein krönt. Der Berg ist an den Seiten wohlbebaut, nur der südliche Theil ist der Bodencultur bar und nur mit wenigem Walde bewachsen. Diese Seite nun zeigt uns eine ziemliche Mulde, in welcher wir reichliche Reste von Lava und lavaähnlichen Gebilden finden. Desgleichen zeigen sich deutlich ausgeprägte vulcanische Eigenschaften und vulcanische Gebilde an einzelnen Erhebungen bei Jägerndorf, Friedeberg, Jauernig.

Ausgesprochen] mächtige Erzlager finden sich in unseren Bergen nicht. Wir werden gestehen müssen, dass unsere Vorfahren in dieser Anschauung glücklicher waren. Denn nach beglaubigten Zeugnissen und deutlichen Ueberresten fanden sie im Schosse unserer Berge das edelste und gesuchteste aller Erze, das Gold, in so reichlicher Menge, dass sie von den umliegenden Ländern vielfach beneidet wurden, und Schlesien nebst dem Erzgebirge die goldreichsten Gegenden waren, die man in Deutschland nannte und kannte. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit, dass der Hauptfluss unseres Gebietes, die Oppa, in einem seiner Arme Gold mit sich führt, so dass man diesem den Namen Goldoppa zutheilt. Das edle Metall soll keineswegs in allzu unbedeutenden Quantitäten vorhanden sein. Es fehlt also unserer Heimat selbst ein Phasis nicht! Dieses goldene Zeitalter ist nun vorüber, die vielgepriesenen Goldberg-

*) Die Markgrafschaft Mähren und das Herzogthum Schlesien, von K. Koristka, Olmütz 1860, S. 182 f.

werke liegen öde und zerfallen, und gleichgiltig schreitet jetzt der Fuss über die Stellen hin, an denen er früher Schätze traf. Die in unserer Zeit angestellten, vielfachen Versuche, die verfallenen Schächte bei Bennisch, Dürrseifen, Zuckmantel, Jauernig etc. wieder zu erschliessen oder neue zu eröffnen, sind bisher nicht von dem gewünschten Erfolge begleitet gewesen, indem die Ausbeute meist kaum die Betriebskosten deckte. Wir können hier den Wunsch nicht unterdrücken, es möchten diese bergmännischen Unternehmungen nicht ganz aufgegeben, vielmehr mit Energie fortgeführt werden, um doch vielleicht noch einmal diesem alten, berühmten Zweige schlesischer, edler bergmännischer Industrie zu vollem Leben zu verhelfen.

Rüstig und mit Erfolg wird der Bergbau auf Eisen betrieben. Das gewonnene Eisen befriedigt nicht allein den Bedarf für die Provinz, sondern findet auch Absatz nach den benachbarten Provinzen. Die drei bedeutendsten Eisenwerke liegen im tieferen Gebirge, in der Nähe des Gebirgsstädtchens Würbenthal bei den Dörfern Ludwigsthal und Buchbergsthal, ein anderes in dem Gebirgsdorfe Endersdorf bei Zuckmantel. Wir haben schon früher angedeutet, dass diese Industrie sich zur Verarbeitung des Rohmateriales des Holzes bedient wegen des schwierigen Transportes der Mineralkohlen und dem in diesem Falle allzu hohen Kostenpreise. Erst die Eisenbahn wird diese Industrie entsprechend heben durch schnelle und billige Beförderung. Die Verarbeitung des Roheisens wird in den verschiedensten Abstufungen und Arten betrieben und beschäftigt auf vielfache Art die sehnigen Glieder der Gebirgsbewohner. Alle Mühsale und alle Poesie einer rührigen Industrie finden wir hier ge-

nugsam vertreten. Doch werden diese Stätten dem Besucher nicht allein deshalb im Gedächtnis bleiben, sondern er wird auch von der herrlichsten Natur, von der er sie und sich umgeben sieht, ein reiches und dauerndes Bild gewinnen; denn, indem diese Industrie nicht so massenartig auftrit, dass sie die Sinne betäubt und in ein gieriges Haschen nach den Gütern der mütterlichen Erde ausartet, macht sie es möglich, sich auch sinnig den Reizen der Natur hinzugeben.

Die Eisensteingruben befinden sich vorzüglich im Nordosten des Altvaters bei Karlsbrunn, Seitendorf, Bennisch, Reihwiesen, Vogelseifen, am Urlichberge bei Kleinmohrau, sowie in Kleinmohrau selbst und in Grenzgrund bei Jauernig.

Der Eisenstein wird in den früher genannten Eisenwerken geschmolzen und zum Theile in denselben Eisenindustrieorten zu weiterem Verkehre brauchbar gemacht. Das Roheisen wird zunächst in Schmiedeeisen umgearbeitet. Um das gewonnene Product weiter zu verwerten, bestehen in Kleinmohrau, Würbenthal und Ludwigsthal Drahthütten, in den beiden letzteren Orten auch Drahtstiftfabriken, welche gut bedient und zweckmässig betrieben werden. Eine weitere Veredlung des gewonnenen Eisens findet in den Maschinenfabriken in Troppau, Jägerndorf und Messendorf statt. Diese Anstalten liefern Maschinen für den Bergbau und das Hüttenwesen, für die Spinn- und Webereiindustrie, für die Zucker- und Spiritusfabriken. In dem Zinkwalzwerke und dem Hammerwerke bei Olbersdorf werden ansehnliche Quantitäten Zink und Kupfer zu Zink- und Kupferblech, Kupferkesseln und mancherlei Kupfergeräthen verarbeitet.

Steinkohlen birgt unser Antheil von Schlesien nicht, meist wird das Bedürfnis aus dem gewaltigen Kohlenreviere bei Mährisch-Ostrau gedeckt. Doch trifft man auch vielseitig den Verbrauch der preussisch-oberschlesischen Kohlen. Dafür findet sich ein Torflager in der Nähe des freundlichen Städtchens Weidenau.

Von besonderer Wichtigkeit für unser Ländchen ist der Kalkstein, welcher besonders im Nordwesten zu Tage tritt. Eine gerade Linie von dem Flecken Weisswasser bis nach Hermannstadt und von da nach Jägerndorf gezogen zeigt uns nicht nur das mächtigste Zutagetreten dieses Gesteines, sondern auch seine industrielle Verarbeitung an. In einem Theile des Freiwaldauer Amtsbezirkes tritt der Kalkstein in einer Schönheit und Feinkörnigkeit auf, dass er den Namen Marmor reichlich verdient und seinen Ruf weit über die Grenzen unseres Landes getragen hat. Manche der schlesischen Kalkstein- und Marmorbrüche haben ein hohes Alter und sind von gewaltiger Ausdehnung; doch hat erst die neueste Zeit die Aufmerksamkeit der Sachverständigen auf unser Product gelenkt. Unser Marmor übertrifft vielfach ausländische Arten dieses Gesteines. Seine Farbe ist weiss mit grauen oder blauen Adern. Er nimmt eine vorzügliche Politur an. Sein Hauptvorzug ist die grosse Wetterbeständigkeit. Der gröbere Kalkstein wird in einer grösseren Anzahl von Kalköfen gebrannt. Sie concentrieren sich der Mehrzahl nach um die Ortschaften Einsiedel, Hermannstadt, Zuckmantel, Grosskunzendorf, Saubsdorf, Niklasdorf, Setzdorf, Jauernig und Weisswasser und beschäftigen mehrere hundert Arbeiter mit gutem Lohne, wenn auch ziemlich schwerer Arbeit. Viel tragen

sie dazu bei, jenen topographisch von Mähren und dem übrigen Schlesien abgeschlossenen Gegenden den Reiz eines rührigen, frischen Lebens zu geben und die mannigfachen Nachtheile ihrer Lage zu verbessern. Gewaltige Rauchmassen senken sich von den in der Regel etwas erhöhten Standpuncten, auf welchen diese Oefen zumeist erbaut sind, thalwärts und hüllen die Gegend in den Flor des weisslichen Rauches. In der unmittelbaren Nähe der Kalköfen befinden sich auch die grossartigen Brüche, welche das Rohmaterial liefern müssen. Die Sprengschüsse rollen im dumpfen Donner in's Thal nieder unter vielfachem Widerhall, der sich oft meilenweit fortpflanzt, während die Stücke des auffliegenden Felsens die bläulichweissen, in der Sonne flimmernden Wände des Bruches peitschen. Bisweilen wiederholen sich diese Schüsse thalüber und kreuzen ihren Schall unter mächtigem Wirken des Echo. Ausser den Brüchen im nordwestlichen Theile unseres Ländchens befinden sich solche in grösserer Anzahl auch im Südosten bei dem Städtchen Odrau. Der schlesische Kalk, namentlich der Setzdorfer, ist weit und breit bekannt und beliebt, weil er sehr feinkörnig ist und darum wenig sandet. Der kleinste Theil des gebrannten Kalkes findet im Ländchen selbst den Verbrauch, die Hauptmasse wird in das dicht benachbarte preussische Schlesien bis in bedeutende Fernen hinein als Bau- und Ackerkalk abgesetzt.

An einigen Orten, wo er besonders feinkörnig und schön geädert zu Tage tritt, was insbesondere in Saubsdorf und Grosskunzendorf der Fall ist, wird er Ursache einer veredelten Industrie. Er geht nicht nur in gewaltigen Blöcken in's Ausland, um von der Hand

des Bildhauers eine ideelle Gestaltung zu erhalten, sondern wird auch von einheimischen Steinmetzen und Steinarbeitern zu Grabdenkmälern, Tischaufsätzen, Bodenplatten für Kirchen, zu Säulen, Altarplatten etc. verarbeitet. Dieser Industriezweig ernährt viele der dabei Beschäftigten und macht einzelne derselben zu wohlhabenden Leuten. Die Meister dieses veredelten Handwerkes vertheilen sich allenthalben in jene Ortschaften, in deren Nähe sich der trefflichste Stein findet. Nachdem der rohe Stein von gewaltiger Grösse ausgesprengt ist, wird er auf eigens dazu eingerichteten Wagen oft unter Vorspann von 10 starken, wuchtigen Gebirgspferden in die Werkstätte des Steinmetzen gefahren. Dort angelangt wird derselbe auf ebenso mühsame Weise abgeladen, wie er aufgeladen wurde. Und nun schrillt ohne Unterlass die Steinsäge unter der unendlich mühsamen Procedur. Sind die unebensten Theile des rohen Blockes hinweggefallen, so erhält derselbe durch den Meissel der Gesellen die beabsichtigte, volleckige Form. Und nun wird der Marmorblock nach den verschiedensten Gegenden verschickt durch Fuhrleute, welche sich ganz besonders mit seinem Transporte befassen, und gestaltet sich in der Ferne unter der Hand des Bildhauers zur Statue oder zum Fries, den Park des Fürsten und den Palast des Reichen zu schmücken. Die Versendung der Blöcke nimmt von Jahr zu Jahr in grossem Umfange zu. Mögen die Speculation und die reichlich sich darbietenden Rohproducte gleichen Schritt halten, möge eine grössere Actiengesellschaft die Gewinnung und kunstmässige Bearbeitung des Marmors in die Hand nehmen! Dann kann es nicht fehlen, dass der hungernde Arme

Brot im Ueberflusse sich erwirbt, und der Reiche seine Habe in erwünschter Weise wachsen sieht. Die Errichtung einer Zeichen- und Modellierschule in Saubsdorf erscheint uns zur Hebung dieses Industriezweiges, der wahrlich noch eine grosse Zukunft vor sich hat, besonders empfehlenswert.

Dieses durch den Bruch gewonnene Gestein führt uns auf ein anderes, für unser Ländchen nicht minder wichtiges, auf den Thonschiefer, welcher in einer grossen Anzahl von Brüchen gewonnen wird. Der schwärzlichblaue Stein, welcher sich schieferig in Platten ablöst, wird ganz vorzüglich zu Dachschiefer geformt. Auch dienen grössere Platten zur Bekleidung der Grundmauern, insoweit sie den Augen sichtbar sind, und zur Bodenlegung. Die härteren und feineren Arten werden in Schreibtafeln, Rechentischplatten etc. geformt und weithin über Schlesiens Grenzen hinaus nach Preussen und Russland versandt. Immer noch vergrössert sich Nachfrage wie Producierung. Die bedeutendsten Schieferbrüche befinden sich im Innern unseres Antheiles der Provinz. Wir nennen die grösseren zu Eckersdorf, Freihermersdorf, Boydensdorf bei Bennisch, Dorfteschen, Morawitz, Meltsch, Tschirm bei Wigstadtl.

Unser Ländchen hat auch ein Gypslager aufzuweisen in der unmittelbaren Nähe von Troppau. Die Ausbeute ist geringer, als man erwartet hatte.

Sandstein wird in vorzüglicher Qualität gebrochen und zu Quadern, Mühlsteinen etc. verarbeitet. Wir erwähnen als wohl den ältesten Sandsteinbruch Schlesiens den bei dem Dorfe Raase im Bennischer Gerichtsbezirke. Sein Alter und seine fast ununterbrochene Benutzung dürften über 800 Jahre betragen. Schon

bei Erbauung der Pfarrkirche in Troppau wurden die Quadern zum Grund- und Eckbau demselben entnommen*).

Wir können nicht umhin, eines Industriezweiges, welcher im vorigen Jahrhunderte noch in reicher Blüte stand, zu gedenken, da nun eine Zeit eingetreten ist, die seiner fast gänzlich zu vergessen scheint. Wir meinen die Glasfabrication, welche in einem äusserst beschränkten Dasein ihr kümmerliches Leben fristet. Die ungemein ausgebreitete Production von Glaswaaren früherer Zeit ist nun auf das Wenige von zwei Glashütten in Würbenthal und in Hohenbartenstein bei Lindewiese, hart an der mährischen Grenze, herabgesunken, und verspricht so leicht keinen neuen Aufschwung, obschon an Quarz kein Mangel ist, und die Arbeitskräfte nichts zu wünschen übrig lassen, zumal die Löhnung bei freilich erschöpfender Arbeit sich sehr günstig stellt, indem der Verdienst eines Glasmachers auf ungefähr 600 fl. jährlich sich berechnet. Nichts kann das Sinken dieses Industriezweiges erklären, als die Vertheuerung des Feuerungsmateriales, als dessen man sich ausschliesslich des Holzes bedient.

Erden, welche geeignet sind, gebrannt zu werden, finden sich allenthalben von der besten Beschaffenheit und werden durch den Töpfer und Ziegelmacher veredelt, so dass sich dieser Erwerbszweig als ziemlich bedeutend herausstellt, wenn er sich auch in betreff des damit verbundenen Handels fast ganz auf das Inland beschränkt. Der Bau so vieler und bedeutender Fabriken hat sich für ihn sehr günstig erwiesen. Besonders anzuführen sind die umfangreichen Maschinenziegeleien Troppau's. Als eine seit einer langen Reihe

*) Vergl. F. Ens, Das Oppaland, Wien 1837, IV., S. 76.

von Jahren im Betriebe stehende Ziegelei von bedeutendem Umfange nennen wir die auf den Weissbacher Feldern bei Jauernig.

Den Steinen unserer Berge verdankt der Landstrich zum grossen Theile auch seine herrlichen Strassen, besonders desjenigen Theiles, in welchem der Kalkstein und der Basalt vorwiegend zu Tage treten. Cementartig überzieht der Kalkstein die breiten Fahrwege und zeigt sich trocken, glatt und weiss. Es ist gewiss ein schönes Bild, diese bläulichweiss erscheinenden Verkehrsadern, welche gegen das Grün der sie umgebenden waldreichen Thäler vortheilhaft für den Gegensatz abstechen, in schnurgeraden Richtungen oder in zierlichen Schlangenwindungen von einem überall sich darbietenden erhöhten Standpuncte aus meilenweit verfolgen zu können. Wir wollen hier nicht vergessen, dass unsere Strassen den armen Landleuten eine Beschäftigung geben, die ebenso angreifend, als ärmlich ist. Es sind das die Steinklopfer, welche das Steinwerk zu Strassenschotter mit Hämmern zerschlagen. Da heisst es nun rührig sein und den Steinhammer schwingen, sonst schlägt der Mann nicht das tägliche Brot für sich und seine Familie aus dem harten Gestein. Sein Haupt ist der sengenden Glut der Sonne ausgesetzt, wie der finster schattenden Regen- und Gewitterwolke; denn es gibt meist weit und breit keine gastliche Stätte, welche er augenblicks erreichen könnte. Nur eine kleine Strohwand schützt ihn vor dem Winde, damit der scharfe Steinstaub seinen Augen nicht allzu nachtheilig wird. Darum gilt diese Beschäftigung auch bei unseren Landsleuten für schwierig und zugleich erniedrigend, so dass sie ihren misrathenen Spröss-

lingen schicksalverkündend zurufen: „Schtääneklopp'r waschte waan!"

Wir glauben nicht Unrecht zu thun, wenn wir die häufig quellenden Mineralwässer mit dem Mineralreichthum unseres Ländchens in Verbindung bringen. Es wird selten ein Gebiet von so geringer Ausdehnung geben, in welchem die Mineralquellen so häufig zu Tage treten. Die beiden bekanntesten und benutztesten Sauerbrunnen sind zu Karlsbrunn*) und zu Meltsch, welche eine bedeutende Anzahl Badegäste aus den verschiedensten Gegenden und Ländern um sich versammeln. Weniger benutzte Säuerlinge (Gesundbrunnen) gibt es mehrere. Sie vertheilen sich in die Ortschaften Einsiedel, Kleinmohrau, Ludwigsthal und Buchbergsthal, Raase, Eckersdorf, Seifersdorf, Wiese, Lichten, Deutsch-Paulowitz und Jägerndorf. Wir machen die Bemerkung, dass sie sich fast ausnahmslos um den Fuss der höchsten Erhebung des Gesenkes gruppieren.

Wenn diese Quellen in ihrer Mehrzahl auch noch nicht zu jenem ausgebreiteten Gebrauche gekommen sind, der ihnen den Namen Curort verleiht, so ist ihre heilkräftige Wirkung doch schon seit vielen Jahrzehnten dem Schlesier bekannt. Hoffen wir, dass die vortrefflichsten derselben durch unternehmende Hände von grösserem Einflusse werden für unser Schlesien, für die leidende Menschheit. Wir unterschätzen nicht, dass einzelne von ihnen schon ihrer Lage halber einer comfortablen Einrichtung Hindernisse in den Weg legen, die schwer besiegbar sind. So vermengen sich die Säuerlinge bei den Dörfern Raase, Wiese, Lichten bei Regengüssen leicht mit dem schmutzigen Wasser der

*) Vergl. Volksthümliches II., S. 118 f.

Flüsse, in deren unmittelbarer Nähe sie liegen. Wenn auch die beiden Badeorte Karlsbrunn und Meltsch, der erstere schon seit 1781, der zweite seit 1812 einer besseren Zeit entgegen giengen, so datiert ihr weiteres Bekanntwerden und ihr häufigerer Gebrauch erst aus der neuesten Zeit. Die Einrichtung hat sich in den letzten Jahren auffällig gehoben und wird den Besucher befriedigen, der seine Anforderungen nicht zu hoch schraubt. Ein Karlsbad und Baden-Baden findet er freilich nicht. Vieles aber wird sich ersetzen lassen durch die unendlichen Reize einer Natur, die überquellend ihm alle ihre Geheimnisse offenbart.

Wir gedenken hier auch Gräfenbergs, des Mittelpunctes eines schlesischen Paradieses. Hier sind Wald und Thal, Hügel und Berg, die frische Krystallperle und der reinste Aether, das friedliche Dörfchen und die rührigste Industrie eines freundlichen Städtchens eine Vermählung eingegangen, die sich wohl kaum noch wiederfindet. Hier liess selbst der Chinese seine Leiden und verkündete einem fernen Welttheil das Lob des herrlichen Gräfenberg. Rechnen wir doch den Entdecker der Kaltwassercur, Vincenz Priessnitz, zu den hervorragendsten Männern Schlesiens, vergessen dabei freilich auch nicht des Gründers der so vielfach bewährten Hungercur in dem benachbarten Lindewiese, des trefflichen, biederen Schroth.

Verfolgen wir wieder die Industrie, wählen wir uns den Wald zur Fortführung unseres Vorwurfes. Das Gebiet des Troppauer Kreises gibt von seinen 49.79 □-Meilen Flächeninhalt gewaltige Strecken an die Wälder ab. Wir können nicht davon sprechen, dass der Waldbestand unseres Antheiles von Oester-

reichisch-Schlesien einen Holzmangel bedinge, doch wäre es Zeit, mit dem Walde und seiner Ausnutzung sparsamer umzugehen, als dies bisher geschehen ist. Die rationelle Waldwirtschaft, die besonders auf den grossen Waldcomplexen betrieben wird, weist wohl die besten Erfolge auf; allein in diesen Fortschritt sind zum grossen Theil die Gemeindewaldungen noch nicht einbezogen. Hier geht die Sitte, die Cultur der Waldung ganz und gar der Leitung der Natur zu überlassen, ihren alten Gang. Doch deuten Anzeichen auch hier auf eine Besserung hin, wie denn der Erfolg immer Recht hat. Die Eintheilung in Schläge hat sich sehr vortheilhaft erwiesen, da sie im Verhältnisse des Alters und des Umfanges des Waldes stehen. Früher wurden ohne Rücksicht auf den Verbrauch, ohne die Dauer der Waldung zu berechnen, die ältesten und schönsten Stämme herausgeschlagen, und viele tausend Klaftern verdarben, ohne eine Nachfrage zu finden. Dazu kam noch, dass jeder Besitzer einer grösseren Ackerwirtschaft seinen Holzbedarf selbst zu decken vermochte. In neuerer Zeit haben die Cerealien diese kleinen Waldparzellen der Bauernbesitzungen unserer Schlesier fast überall verdrängt, wo die Bearbeitung für dieselben irgend einstand. Der bessere Waldbetrieb kann fast nirgends ein höheres Alter, als das von 80 Jahren aufweisen. Besonders giengen die weitläufigen Besitzungen des Fürsten von Liechtenstein, sowie die des Fürstbischofes von Breslau mit gutem Beispiele voran. Nun trifft man wohl allenthalben bei umfangreicher Waldwirtschaft Saat-, Pflanz- und Baumschulen an.

Der Baum, welcher hauptsächlich unsere Waldungen dichtet, und dessen Vorkommen bei weitem vorherrscht,

ist die Fichte. Ihr gesellt sich zunächst in Bezug auf Umfang der Ausbreitung die Tanne zu. Die herrlichen Gruppen der Rothbuche und der Weissbuche bilden vorzüglich den Laubschmuck unserer Wälder. Die schlanke und zarte Lerche findet sich allenthalben, jedoch selten wird sie für ganze Schläge vorherrschend. Die Birke mischt sich dreist und geschmeidig unter die genannten Waldgeschwister. Sie beschattet das Jägerhaus am Fusse des Berges uud schaut ebenso neugierig vom Gipfel des Gebirges in die Ferne hinab. Die Eiche bezahlte die Tüchtigkeit ihres ganzen Wesens theuer, man nutzte sie dermassen aus, dass ihre Lenden und ihr Nachwuchs dünn geworden sind. Wir wüssten kein einziges Exemplar, welches ein höheres Alter aufzuweisen hätte. Die Kiefer war anfangs in nicht bedeutendem Umfange vorhanden, doch nimmt, in den Niederungen wenigstens, ihr Anbau und ihre eigene Ausbreitung unverhältnismässig schnell zu, vielleicht nicht zum Besten unseres Waldstandes. Die Esche, Eberesche, Erle, Ulme, Aspe, der Ahorn, die breitblätterige Linde, die Schwarz- und Silberpappel, die Sahlweide, der Haselstrauch finden sich als Gäste überall mehr oder minder zahlreich, einzeln und partienweise auftretend.

Es dürfte hier der Platz sein, kurz über den Wildstand unserer Waldungen zu berichten. Wir werden sehen, dass Schlesien hierin wohl vielen anderen Gegenden Deutschlands voransteht. Es findet sich der Hirsch nicht allein in allen Theilen des Waldes, welcher sich in gewaltigen Umfängen über den grössten Theil der höchsten Erhebungen des Gesenkes verbreitet, sondern wir treffen ihn auch in den niederen Berg-

regionen, in die er zum Theile künstlich versetzt ist, und in denen er mit Schonung behandelt wird; doch wirken die in den Bergen oft harten Winter tödtlich auf ihn.

Das Reh findet sich in allen Waldungen von nur mässigem Umfange. Ist es doch sogar häufig genug in den beunruhigten Gemeindewaldungen anzutreffen. Am Rande der Gebüsche kann man diese zierlichen Thiere oft in grosser Anzahl grasend treffen, und gestört gebrauchen sie ihre feinen, behenden Läufe. Der Hase ist vielleicht in reichlicherer Anzahl vertreten, als anderswo und beschäftigt sattsam die Niederjagd. Die höheren und dichteren Waldregionen bieten dem Auerhuhn, dem Birkhuhn und dem Haselhuhn noch allenthalben Schutz vor gänzlicher Ausrottung. Das Rebhuhn trifft man überall auf Feld und Flur in grossen Kitten.

Raubthiere beherbergt unser Schlesien nicht mehr in grösserem Vorkommen, obwohl der Fuchs, der Dachs, der Marder nach Raub spähend noch den Tann durchschleichen. Ein besonderes Ereignis ist es, wenn, wie im Jahre 1853, ein Luchs geschossen wird. Es geschah das bei Gelegenheit einer Treibjagd durch den Oberförster Mildner aus Langwasser im Gotschdorfer Revier Kamer bei Kuttelberg. Das ausgestopfte Exemplar, ein Männchen, befindet sich im Naturaliencabinet des Grafen Arco im Schlosse zu Gotschdorf*). Der Bär ist ganz ausgerottet. In der zweiten Hälfte

In dem Werke von A. E. Brehm und E. A. Rossmässler „Die Thiere des Waldes“, I. Band, Leipzig 1864, S. 73 heisst es: „Unseres Wissens wurde der letzte Luchs in Deutschland im Jahre 1846 bei Wiesensteig in Würtemberg geschossen.“ Indem im Jahre 1853 Oesterreich, beziehungsweise Oesterreichisch-Schlesien noch zu Deutschland gehörte, so mag jene Angabe hiemit berichtigt sein.

des vorigen Jahrhunderts soll der letzte erlegt worden sein. Die Erinnerung an diesen Freibeuter des Waldes lebt nur noch im Volke und in den Namen gewisser Waldtheile, wie „Bärenfangkoppe", „Bärengraben", „Bärengrund." Ebenso ist das Schwarzwild verschwunden. In dem zweiten Theile des Volksthümlichen aus Oesterreichisch-Schlesien, S. 127, wird eine Erinnerung an diesen einstigen Bewohner unserer Wälder aufgefrischt. Der Wolf muss einst auch bei uns zahlreich genug gewesen sein, obgleich er jetzt nach Nordosten zurückgedrängt unser Land verlassen hat. Noch jetzt finden wir bei Zuckmantel, wenn wir den Erzählungen des Volkes trauen dürfen, tiefe Löcher, welche ehemals zu Wolfsgruben gedient haben sollen.

Wir bringen mit diesen Darlegungen die Beschäftigung des Försters in Verbindung. Dieser Stand ist bei dem Waldreichthum unseres Gebietes in grosser Anzahl vertreten. Sind doch wie überall diese frischen, kräftigen Männer auch bei uns von der Natur vielfach bevorzugt, und das reizende, waldumgrünte Forsthaus ist noch immer ein Ueberbleibsel ausgestorbener Romantik, wenn auch die schweren Pflichten und Verrichtungen dieses Standes diese Ansicht mitunter recht herabstimmen müssen. Eine grosse Anzahl unserer heimischen Volkslieder schmiegen sich unserer obigen Anschauung an*).

Die Waldungen unseres Landes sind auf die Beschäftigungen der Bewohner sehr einflussreich. Eine bedeutende Anzahl von Arbeitskräften ist ihnen dienstbar, und eine umfangreiche Gross- und Kleinindustrie knüpft sich enggeschlossen an ihr Dasein. Der schlag-

*) Vergl. Volksthümliches I., S. 275 ff.

bare Baum geht erst durch mehrere Hände, ehe er der Industrie nutzbar wird. Wir erwähnen zunächst der Holzschläger, der Holzmacher. Mit Säge und Hacke ziehen diese Leute in den Wald und vertheilen sich in die ihnen angewiesenen Schläge. Hier beginnt nun eine mühsame, oft auch gefährliche Arbeit. Gefährlich deshalb, weil der fallende Baum schon oft die Erfahrung des Arbeiters täuschte und ihn zerschmettert niederwarf. Ist das Holz zersägt und gespalten, so wird es in Klaftern zusammengestellt. Diese Art der Beschäftigung zwingt den Mann, ein wahres Waldleben zu führen. Es ist ihm nicht vergönnt, den Feierabend in der Mitte der Seinigen zuzubringen, da der Ort seiner Thätigkeit von seiner Heimat viel zu fern liegt. Die Kronen der Buchen sind dann sein Obdach, das Waldfeuer seine Küche. Schaut der Bewohner der Ebene auf zu den Häuptern der Berge bei einbrechender Dunkelheit, dann deuten ihm lodernde Feuerchen den Aufenthalt dieser Waldbewohner an. Der Holzmacher ist darum meist eine markige Gestalt mit wetterbraunem Antlitz. Und trotz aller Beschwerden ist ihm der Wald ein lieber Aufenthalt, den mit einem anderen, selbst reichlicher nährenden Erwerbsgebiete zu vertauschen, er sich kaum entschliessen würde. Der Samstag gibt ihn den Seinigen zurück, der Montag sieht ihn wieder bei seiner Arbeit.

In entlegenen Waldtheilen ist eine Abfuhr des Holzes an Ort und Stelle unmöglich. Es muss das geschlagene Holz von den Bergkämmen thalwärts geschafft werden. Das zu thun ist nun die Sache der Holzrücker. Der Winter ist dem Verfahren, dessen man sich bei dieser Arbeit bedient, besonders günstig.

Der Arbeiter ladet auf einen klafterlangen Schlitten eine Klafter des geschlagenen Holzes und befestigt dasselbe auf dem Fahrzeuge. Damit aber der Schlitten thalwärts nicht allzu sehr schiebe, hängt er hinten noch eine halbe Klafter an. Mit dieser Last fährt er über die Abhänge hinab. Ein einziger Fehltritt, und er wird am nächsten Baume zerquetscht. Das Klafterholz wird nun auf zweierlei Art zum Verbrauch und Verkauf weiter befördert. Wir haben schon früher den Holzfuhrmann erwähnt. Dieser schafft das von den Privaten angekaufte Holz in die Häuser derselben. Selten jedoch fährt er in den Wald ohne einen Gehilfen, da das Holz oft noch ganze Strecken über Stock und Stein bis zum fahrbaren Wege getragen werden muss. Es ist dies keine leichte Arbeit, zumal im Winter, wo das Glatteis vorherrscht. In den felsigen Wegen muss stets eine kräftige Hand bereit sein, nicht allein um den Wagen vor dem Umsturz zu bewahren, sondern auch um den Pferden ihre Arbeit durch Vorsicht und Selbsthandanlegen zu erleichtern. Die Wagen sind aus dem festesten Holze gemacht, und dennoch oft nicht dauerhaft genug, um die Stösse zu ertragen. Ein anderes Transportmittel war im vorigen Jahrzehent noch das Wasser, und ganz vorzüglich die Biele mit ihrem bedeutenden Falle. Naturgemäss wurde nur im Sommer geflösst. Von Thomasdorf über Freiwaldau wurde auf diese Art das Scheitholz bis nach der blühenden Ortschaft Niklasdorf gebracht, nachdem es aus den umliegenden Waldungen auf die vorerwähnte Art an den Ausgangspunct der Flössstrecken gebracht worden war. Es gibt aber Waldstrecken tief im Hochgebirge, welche die Abfuhr des Holzes über die Massen erschweren.

Dort ist die Eisenindustrie, die Drahterzeugung etc. wohl in ihrem guten Rechte, wenn sie an Ort und Stelle das Holz verbraucht und den schwierigen Transport erspart oder doch erleichtert. Ihr hilft der Köhler. Diese Beschäftigung war früher ohne Frage viel nennenswerter, als jetzt. Dringst du auf einsamen Waldwegen nach den Höhepuncten des Gebirges vor, so triffst du in einem waldreichen, stillen Thale allenthalben Leute dieses Handwerkes mit der stereotypen Schwärze ihres Äusseren bei den maulwurfshaufenartig angelegten Erhöhungen, aus denen der Dampf langsam und schwarz emporkräuselt.

Eine Industrie, welche sich mit anfänglicher Verarbeitung des gefällten Waldbaumes beschäftigt, ist vorzugsweise die Holzschneidemühle, die Brettmühle, die Brettsäge, welche in unseren Gebirgsortschaften in grosser Anzahl vorhanden sind. Wir erinnern an die Dörfer, welche von Waldenburg an, am Fusse des Altvaters, bis Freiwaldau ununterbrochen sich hinziehen. Wichtig sind die von den Bergen herabeilenden Sturzbäche, welche den Zwecken dieser Industrie treffliche, nie ermüdende Dienste leisten. Das Getöse des sich auf die Räder ergiessenden Wassers und der energische, ächzende Ton der blitzschnell sich hebenden und senkenden Säge verleihen diesen Ortschaften etwas ungemein Rühriges und Frisches. Der Wanderer fühlt sich hier nicht einsam; denn es lebt ja alles um ihn. Die Berge grünen und blinken im Sonnenschein, die Wälder rauschen, die Bäche rollen perlhell durch die Bergspalten, und der Mensch rührt sich selbst mit Hand und Fuss, um der zwang- und regellosen Natur das Gepräge ihrer Bestimmung aufzudrücken. Hochaufgeschichtet

liegen die herrlichen Stämme, welche dem nahen Walde entnommen sind, befreit von der Rinde, vor der Brettschneidemühle. Die Bretter, welche aus weichem Holze geschnitten sind, finden den Verbrauch ihrer massenhaften Production weniger im Ländchen selbst, es wird vielmehr damit nach holzärmeren Gegenden des nahen Preussen ein sehr starker Handel getrieben. So begeben sich zur Zeit des Wochenmarktes von Freiwaldau aus nach dem etwas über vier Meilen fernen Neisse ganze Züge von Bretterfuhrleuten, um dort ihre Waare mit Verdienst abzusetzen. Auch das benachbarte preussische Neustadt wird von Holzhändlern viel besucht. Die harten Holzwaaren, seien es nun Bretter, Bohlen u. s. w. bleiben mehr in der Provinz, wo sie auf die mannigfaltigste Weise verwendet werden. Die Verfertigung der verschiedensten Holzwaaren, vom kleinen Milchzapfen bis zum stärksten Fuhrmannswagen, ist ebenso ausgebreitet wie das Material, das dazu erfordert wird. Alle Geräthschaften, welche die Acker-, Haus- und Milchwirtschaft bedingt, werden in grosser Ausdehnung angefertigt und zum Theile auch verführt. So reiht sich in den Gebirgsdörfern der Brettschneidemühle die Hobel- und Drehbank an, und dies geht fort bis an die Grenze der Kunst, welche ohne Zweifel der Bildhauer Bernhard Kutzer in Obergrund erreicht hat*).

Wir können die kleineren Erzeugnisse der Holzindustrie nicht alle namentlich anführen und verweisen auf die in ganz Schlesien bekannte Figur des Lindewiesner Holzwaarenhändlers im I. Bande des Volksthümlichen (S. 324 f.). Dort sind seine Erzeugnisse

---

*) Vergl. Volksthümliches I. S. 10 f. A.

ziemlich erschöpfend angegeben. Wir finden in dem angezogenen Liede auch den Feuerschwamm, Zunderschwamm genannt. Die Zubereitung desselben ist ein Erwerbszweig, der sich so ziemlich auf Lindewiese beschränkt. Früher von grösserer Bedeutung ist er durch die Einführung des Zündhölzchens im Verbrauche stark beeinträchtigt. Der schwammige Ansatz der Buche wird in Lauge gekocht und geklopft, damit er weich werde. Vorher in Salpeter gebeizt, wird er darauf getrocknet. Hinzuzufügen zu dem Waarenkiame des „Radwermannes“ sind noch Tabakspfeifen, welche aus einem Stücke knorrigen Holzes geschnitten werden. Verziert mit Bocksbartflechte werden sie, origineller als dauerhaft und brauchbar, häufig, freilich mehr als Spielerei, gekauft. Wohl zu unterscheiden von diesen einfachen „Holzpfeifen“ sind die aus knorrigem, geädertem Holze feingedrechselten Pfeifenköpfe, die in und ausser dem Ländchen guten Absatz finden. Besonders beliebt sind die Odrauer „Maserpfeifen“.

Auch aus den Zapfen der verschiedenen Nadelbäume verfertigt man mancherlei zierliche Sachen, als Körbchen, Toilettenkästchen, ganz besonders aber Zündhölzchenhalter, welche von Hausierern in den Wirtshäusern leicht an den Mann gebracht werden. Wir müssen hier noch des Kienrussverkäufers erwähnen. Die harzreichen Kieferwaldungen liefern ihm das Material. Der producierte Kienruss (Kẽås'lsroom) wird in dünne, länglichte Fässchen gefüllt, die obere Oeffnung wird mit einem Fleckchen, über welches ein Reifchen geschoben ist, verdeckt. Alle Zweige dieser eben geschilderten Industrie, welche ihr Bestehen dem Walde dankt, sind wohl von hohem Alter, und wahrscheinlich

bezeichnen sie die ersten Anfänge schlesischer industrieller Unternehmungen.

Diese Fabricate unserer Gebirgsbewohner werden zumeist nach Preussen abgesetzt; denn in Mähren machen ihnen die Walachen, welche in ihren armen Gebirgsgegenden ähnliche Beschäftigungen treiben, ausserordentlich Concurrenz. In Preussen dagegen sieht man viele dieser vagierenden Händler. Gewöhnlich benutzen sie die „Radwer" als Transportmittel. Von Haus zu Haus suchen sie ihre Kunden und wissen wohl für ihren Kram zu plaidieren. Der im allgemeinen geringe Gewinn würde wie der Schnee vor dem Sonnenschein zerschmelzen, wenn diese armen Leute in ihrer Lebensart nicht ganz besonders sich einzuschränken verständen. Ihr Mahl halten sie selten unter Dach und Fach ab, sondern an irgend einem Strassenrande, der ihnen ein grünes Ruheplätzchen und den kühlen Schatten eines Baumes gewährt. Der Filzhut bedeckt das treue Antlitz, welches, wie der Nacken und die meist offene Brust vom Schweisse und der Glut der Sommersonne roth und entzündet erscheint. Ihr Trank ist in einem Fläschchen eine kleine Quantität Brantwein oder eine geringe Sorte Milch (Schlippermilch, Schlickermilch), welchen sie sich aus einem nahen Bauernhofe zu verschaffen wussten. Die Hand hält ein Stück trockenen Brotes. Vorzugsweise um die Zeit der Getreideernte unternehmen diese Kleinholzwaarenhändler ihre Rundreisen. Sie verkaufen dann nicht nur ihre ganze Radwerladung, sondern diese, die „Radwer" selbst auch. Aehnlich hält es der Kienrussverkäufer. Auf demselben Fahrzeug, das „Kopsel" über dem Rücken, die Kienrussfässchen wandgleich aufgeschich-

tet und so befestigt, versorgt er die umliegende Landschaft mit dieser unentbehrlichen Zuthat der Stiefelschmiere. Im Heimatsbezirke trägt er seinen Waarenvorrath auf dem Rücken von Haus zu Haus.

Die sonnigen, weniger dicht bewaldeten Abhänge der Berge sind oft reichlich mit der Erdbeere, Himbeere, Preiselbeere, Heidelbeere und Brombeere bewachsen. Beim Moosebruche bei Reihwiesen finden wir auch die würzige Moosbeere. Diese Waldfrüchte werden gesammelt und zum Verkaufe ausgeboten, zur Zeit ihrer Reife ein neuer Erwerbszweig der ärmeren Bevölkerung. Am frühen Morgen, wenn Nebel und Thau noch die Thäler feuchtet, und der erste Sonnenstrahl zitternd durch die Wälder schiesst, sind Frauen und Kinder schon rege und zum Einsammeln dieser Früchte ausgerüstet. In der Hand eine Schachtel oder ein Thongefäss, spärlich mit Nahrung versehen, ziehen sie hinaus, jede Partei nach einem Beerenplatze, der erfahrungsmässig besonders einträglich zu sein verspricht. Hier liegen sie mit gekrümmtem Rücken ihrer mühsamen Arbeit ob. Kehren sie jedoch des Abends mit gefüllten Gefässen zurück, dann sind sie voll Glück und Zufriedenheit. Der duftige Inhalt derselben ist aber nicht für ihren Gaumen bestimmt, sondern muss oft eine vaterlose Familie mit Brot versorgen. Das arme Mütterchen nimmt sich, wenn grössere Quantitäten gesammelt sind, sein Tragtuch, bindet die gefüllten Schachteln hinein und wandert mit seiner Last auf dem Rücken in die Städte, auf das ebene Land. Hier verkauft es die köstlichen Beeren sicherlich und kehrt mit dem Erlöse freudig in seine Hütte zurück. Der immer umfangreichere Verbrauch des Erdbeer- und

Himbeerextractes hat den Verdienst dieser Armen in etwas begünstigt.

Ebenso werden die essbaren Waldpilze, der Herrenpilz, der Reizger, der Brätling, die Morchel aufgelesen und theilweise zum Verkaufe angeboten. Ein anderer dieser kleinen Industriezweige ist das Sammeln der Wacholderbeeren und die Bereitung des Saftes (Krååulabeersåft, Jochandlbeersått) aus denselben. Beeren und Saft werden durch herumziehende Frauenzimmer zum Verkaufe angeboten und auch vielseitig aufgekauft, weil das Volk denselben eine ausserordentliche Heilkraft zuschreibt.

Das Sammeln von Arzneikräutern, seien sie diese nun wirklich, oder gelten sie als solche nur in den Augen des Volkes, nimmt besonders in den Schluchten und Abhängen des Altvaters viel Hände in Anspruch. Manche Wurzeln werden vom Volke ziemlich gut bezahlt, weil man ihnen eine grosse Heilkraft zutraut. Andere Kräuter werden in den Apotheken angekauft. Wer den Altvater besucht hat, wird sicherlich Leute dieser Beschäftigung getroffen haben*).

Noch liegt es uns ob, auf einzelne Uebelstände in der Ausnutzung des Waldes durch das Volk hinzuweisen. Arg geschädigt werden die Waldungen durch das Streurechen im Herbste. Der Waldboden wird dadurch blosgelegt und dürr. Ebenso werden zum Nachtheile der Waldcultur die Tannzapfen aufgelesen zu bestimmten Zwecken der Feuerung, z. B. zum Erhitzen des Plättstahles. Das Auflesen der Zapfen der Waldbäume gehört ausserdem in den Bereich des Walddiebstahles. Wenn wir diesen letzteren anführen,

*) Ueber Heilmittel des Volkes vergl. Volksthümliches II. S. 239 ff.

so bezeichnen wir damit oft das Gewerbe einer grossen Anzahl von armen Bewohnern ganzer Gemeinden. In früherer Zeit wurde der Holz- und Wilddiebstahl in wahrhaft bedrohender Weise betrieben. Doch wird immerhin nachsichtig verfahren mit dem Armen, der den rauhen Winter überdauern möchte, mit dem armen Besenbinder, dem bedürftigen Korbmacher, der das Leben seiner Familie durch ein rechtswidriges Entfremden der Birkenruthen und Weidenzweige durchzufristen sucht

Wir haben nun den Ackerbau, den Wald, den Mineralreichthum und die darauf fussende Industrie betrachtet und können uns der Ueberzeugung nicht verschliessen, dass alles sich vereinigt, die Armut der Bewohner nach Möglichkeit zu mildern und zu beheben und ihnen das Ländchen in der Weise lieb und theuer zu machen, dass sie ihren Erwerb in ihm finden. Und doch scheint die vereinte Vorsorge der verschiedenen Beschäftigungszweige und Erwerbsquellen nicht zur vollen Befriedigung aller herangereicht zu haben, so dass nicht wenige Haus und Familie verlassen und in ferne Gegenden ziehen, um dort zu suchen, was sie hier nicht zu finden meinen. Doch ihre Heimat mag ihnen nicht grollen; denn mit zweifacher Anhänglichkeit und Liebe im Herzen kehren sie in die heimischen Thäler zurück. Ihre Lieben haben sie nicht vergessen; sie darbten in der Ferne, um heimgekehrt den ersparten Lohn ihrer staunenden Familie auf dem kunstlosen, alten Tische vorzuzählen. Nicht also infolge geringerer Liebe, sondern um sich und der Familie durch reichlicheren Lohn ein etwas besseres Geschick zu bereiten, ziehen sie, wenn auch in neuerer Zeit nicht mehr in

dem Umfange wie ehedem, nach Galizien, Russisch-Polen, Ungarn, insbesondere nach dem Erzherzogthume Oesterreich, weniger nach Preussen. Natürlich dauert ihre Beschäftigung in den fernen Landen nur während der besseren Jahreszeiten. Sie verdingen sich dort als Handlanger oder Maurer bei Bauten, als helfende Kräfte während der Getreideernte, als Eisenbahnarbeiter, überall und unter allen Verhältnissen da, wo eine fleissige und geschickte Hand vonnöthen ist. Im Winter kehren sie in die Heimat zurück.

Vielfach auch gehen junge Leute, oft eben erst aus der Schule entlassene Knaben, nach Wien, und zwar wird es in den meisten Fällen dem Zufall überlassen, ob sie dort von dem Meister irgend eines Handwerkes als Lehrlinge aufgenommen werden oder nicht. Manchem ist das Geschick günstig, er wird in eines umfangreichen Lebenskreises volle Strömung hineingezogen, die ihm wohl will. Ebenso suchten in Wien früher junge Mädchen Unterkunft als Kindermädchen, Fabriksarbeiterinnen, Köchinnen. Seit einigen Jahren aber bietet ihnen das Nähen von Glaçehandschuhen für Wiener und Prager Fabriken bei einigem Geschick und bescheidenen Ansprüchen an's Leben einen Erwerb, der ihnen das Verbleiben in der lieben Heimat möglich macht.

Ehe wir mit diesem Abschnitte enden, noch ein Wort über den schlesischen Handwerksstand im allgemeinen. Wir können constatieren, dass er sich bemüht, an Einsicht und Fortschritt mit der Zeit gleichen Schritt zu halten. Und dieser Thatsache ist es ebenso sehr, wie der besseren Schulbildung, die auf den Geist unserer Landleute vortheilhaft einzuwirken beginnt,

zuzuschreiben, dass altmodisches Wesen in Kleidung und anderen Beziehungen selbst in den einsamsten Gebirgsdörfern bis auf wenige Reste ausgestorben ist.

Nahrungsweise.

Ohne Zweifel setzt die Nahrungsweise den Culturgrad eines Volkes ebenso in's Helle, wie jeder andere Factor, mit dem der Culturhistoriker zu rechnen hat. Wir hören den Fremden, der unser Oesterreich und seine Kochkunst kennen lernte, dieser letzteren einen hohen Preis zuerkennen. Dabei will es uns aber bedünken, als ob die Neigung zur Feinschmeckerei, welche in der That vorhanden ist, nicht gleichen Schritt halte mit der allgemeinen Bildung und der Staatswohlfahrt. In diesem Falle sind wir berechtigt, diese Erscheinung verderblich zu nennen, da sie auf alle Bestrebungen, welche zur Hebung des Volkswohles gemacht werden, erschlaffend wirkt. Die gesegnetesten Länder waren darum nicht immer oder doch nicht lange die ersten. Eine Nöthigung zur geistigen und körperlichen Regsamkeit hat auf ganze Völker stets vortheilhaft gewirkt und ihre Kraft- und Machtentwickelung wesentlich gefördert.

Im Durschschnitte ist die Nahrungsweise eines Volkes abhängig von seiner Beschäftigung, dem Klima des Landes, den Erzeugnissen des Ackerbaues und der Viehzucht. Vereinzelt machen sich religiöse Einflüsse geltend. Ohne Zweifel ist Schlesien ein Land, welches seinen Bewohnern den Erwerb und die

Bedingungen ihrer Existenz schwer genug macht, wenn wir an ihre Beschäftigungen, die ein mühevolles Erringen des täglichen Brotes in sich schliessen, zurückdenken. Wir möchten aber gerade darum unserem Heimatslande Glück wünschen; denn die Beschaffenheit des Bodens schliesst jede Saumseligkeit aus und erfordert geistige und körperliche Energie in höchster Potenz. Wir sagen darum nicht zu viel, wenn wir deshalb unseren Landsleuten diese Eigenschaft vielleicht in höherem Masse zuschreiben, als den Bewohnern irgend einer anderen unserer Provinzen. Eine nothwendige Folge dieser Eigenschaften unseres Ländchens und seiner Bewohner ist das Fehlen des Wohllebens sammt seinen schlimmen Folgen, dem Leichtsinn und dem Sichgehenlassen, das leicht in entnervende Genusssucht ausartet. Diese ist Oesterreichs Erbfeind gewesen zu allen Zeiten und hat bis vor kurzem noch der wissenschaftlichen und politischen Intelligenz in der That den Boden untergraben. Dem Schlesier ist jener zu jedem sittlichen und staatlichen Aufschwunge erforderliche Ernst des Lebens niemals abhanden gekommen. Unsere steilen Berge, unsere Wälder und felsigen Gründe haben den Arm unserer Landsleute gestählt und ihrem Gaumen keine Wahl gestattet. Die frische Bergesluft, die oft harte Arbeit, das rauhe Klima, das in unseren Bergen seinen Einfluss auf die Verdauung doppelt zur Geltung bringt, machen es zur Nothwendigkeit, dass der Oppaländler weniger auf die Qualität, als auf die Quantität seiner Nahrung sieht. In erster Beziehung werden wir bei weiterer Ausführung eine zum Theile erstaunliche Genügsamkeit wahrzunehmen haben, in letzterer Hinsicht aber unsere Landsleute als

tüchtige Esser gelten lassen müssen. Die vollen Fleischtöpfe, Bratpfannen, Suppenschüsseln und Kuchenpyramiden unserer Kirchweihfeste würden den stillen Beobachter oft staunen machen. Allein nicht immer ist es Kirmes, und die Verdauungsorgane füllen sich im allgemeinen ebenso gern mit der mit Salz bestreuten Kartoffel und dem schwarzen Brote. Hauptgesetz der schlesischen Gastronomie bleibt das „Sattsein". Denn das angestrengte Muskelsystem braucht fortwährend stärkenden Zufluss.

Den nächsten Vergleich hält die Nahrungsweise der Schlesier mit den nordöstlichen Ländern Deutschlands aus, in etwas dürfte sie sich auch an die der umwohnenden Slaven anschliessen. Es ist unmöglich, dass der germanisierte Theil des Landes nicht einige Spuren der ursprünglichen Verhältnisse an sich trüge. Wir werden an geeigneterem Orte darauf hinweisen.

Im allgemeinen lässt sich zunächst ein Unterschied zwischen Sommer- und Winternahrung herausfinden und begründen. Die Winternahrung ist in dem Wechsel der Speisen vielfach beschränkter und besteht hauptsächlich in geräuchertem Schweinefleisch, Sauerkraut und Knödeln mit irgend einer Sauce. Das Sauerkraut wird nur von Zeit zu Zeit durch gekochtes gedörrtes Obst verdrängt. In dem Milchverbrauch tritt ein Stocken ein, weil das Vieh bei weniger reichlichem Futter an Ertrag nachlässt. In um so grösserem Umfange tritt die Kartoffel an die Stelle der Milchnahrung und das Schweinefett an die Stelle der oft mangelnden Butter. Gedörrte Pilze, Erbsen, ein kleiner Vorrath Möhren helfen zu einigem Wechsel in der Speisekarte unseres Land-

mannes. Der arme Arbeiter, Weber u. s. w. geniesst meist nur die Kartoffel als Hauptnahrung in Verbindung mit einer Suppe oder Sauce. Sonntags nur liefert mitunter der Fleischer ein Stückchen Fleisch in die Hütte.

Während des Sommers tritt ein etwas grösserer Wechsel in der täglichen Nahrung ein, begünstigt durch das Gemüse, das frische Obst, die reichlich vorhandene Milch, und die täglich sich wieder ergänzenden Eiervorräthe. Das Sauerkraut fällt für einige Zeit ganz weg, da sich die wohl gefüllten Krautfässer vollkommen erschöpft haben. Eine grosse Rolle spielt nun der Blättersalat, Häuptelsalat (Häätlasolååt), der kühlend und angenehm von Geschmack fast tagtäglich seinen Platz auf dem Tische des vermöglicheren Bauern einnimmt. Die Kartoffel muss für einige Zeit dem Brote weichen. Die Schweine haben den Vorrath stark vermindern helfen, und der Rest wurde welk und schlecht. Der weisse Käse (Quark) und der getrocknete Käse sind vorzüglich während der Erntezeit sehr beliebt.

Diese Unterschiede ergeben sich nothwendig aus der einfachen Form des Lebens der unteren Volksclassen, welche die Natur mit ihren Bedingungen über sich erkennen, und darum die treuesten und eigentlichsten Kinder derselben sind. Der Bauer ganz besonders ist in all seinem Wesen und in seiner ganzen Existenz die reinste Schöpfung des Klimas und der physischen Beschaffenheit des Landes. Er verkümmert nicht wie der Arme bei trübseliger Beschäftigung und karger Nahrung, sondern lebt im Vollgenusse seines Lebens behaglicher, als jeder andere Stand. Er geniesst die Nahrung, welche ihm Feld und Stall bieten, mit jener

Zufriedenheit, welche das Verwachsen mit der Scholle bedingt und die Liebe zu einem Vaterlande. Das Heranziehen einer anderen Nahrung, als die ist, welche der Besitz gibt, ist ihm fremd, ja er hasst sie aus Instinct. Es ist ebenso schwer die Nahrungsweise eines Volkes zu ändern, als seine Sprache. Ein Wechsel geht in der ersteren ausserordentlich langsam vor sich. Ein neu eindringendes Nahrungsmittel, und wenn es auch noch so vortheihaft und nützlich wäre, geniesst kein Vertrauen und wird unverhältnismässig wenig gesucht werden, bis es durch langjährige Proben bewiesen, dass es enge Freundschaft mit dem Klima und der Scholle geschlossen hat. Wir erinnern an die Kartoffel und ihre Geschichte, an den jetzt nur vereinzelt vorkommenden Mais, der als Nahrung noch nicht angenommen ist. Doch kehren wir zu unserem Thema zurück.

Unterziehen wir das Rohmateriale und seine Bedeutsamkeit in Beziehung auf seinen Verbrauch, bevor es durch die Kochkunst gemodelt wird, einer Besprechung. Die Fleischnahrung liebt man im allgemeinen sehr; allein der Landmann versagt sich wie überall seinen Genuss an bestimmten Tagen der Woche theils aus angeborener Sparsamkeit und Bedürfnislosigkeit, theils aus wirklicher Armut oder aus religiösen Rücksichten. Während dreier Tage in der Woche haben die Dienstleute kein Fleisch zurechte. Braten wird an einem Wochentage niemals genossen, die Dienstboten erhalten ihn auch Sonntags nur ausnahmsweise. Vorzüglich wird das Schwein um der Nahrung willen gezogen und fett gemacht. Das Schweinefleisch steht, wie früher schon erwähnt, in der Achtung obenan. Es

wird frisch (grün) weniger genossen, als geräuchert. Jede Feueresse des Bauernhofes ist deshalb so eingerichtet, dass diese Procedur ausgeführt werden kann. Kommt das Fleisch aus der Esse, so nimmt es die Vorrathskammer auf. Die Hausfrau theilt es nun nach bestem Gewissen ein, und mehrmals in der Woche dringt das Messer derselben in die fette Masse, um die Schützlinge ihrer Kochkunst damit zu erquicken. Bei einem Schweinschlachten wird aus dem Kopffleische, einem Theile des Halses und aus dem Ingeräusch, gemischt mit Gerstengraupe oder Semmel, Wurst gemacht, die eben je nachdem Graupenwurst oder Semmelwurst genannt wird. Die Graupenwurst wird nach dem Schweinsblut, welches als wichtiger Bestandtheil zu derselben verwendet wird, auch Blutwurst genannt; eine bessere Sorte, welcher die Schweinsleber beigemengt wird, heisst Leberwurst.

Ausser dem Schweinefleisch geniesst man häufig das Kalbfleisch. Während die „Kuhkälber", wenn sie nur einigermassen gesund und kräftig sind, „abgewöhnt" und grossgezogen werden, geben die männlichen Kälber dem wohlhabenden Landmann ihr Fleisch, welches seiner Zartheit und seines lieblichen Geschmackes wegen sehr beliebt ist. Am häufigsten wird es gebraten. Aus den Füssen der Schweine wie der Kälber pflegt man allgemein „Gaalert" (Gallerte) zu machen, die gewöhnlich zu Abend mit Kartoffeln verspeist wird.

Obgleich, wie schon früher gesagt, der Bauer sich niemals Schafe hält ihrer Wolle wegen, so findet man doch zuweilen 10—20 dieser Thiere in dem Stalle des Grossbauern. Sie wurden erst im Frühjahre angekauft,

als das Futter reichlicher zu werden begann. Man hat auch nicht die Absicht sie zu überwintern, sondern schlachtet während des Sommers und Herbstes eines nach dem andern, um ein billiges, meist treffliches Fleisch zu haben.

Dem herangewachsenen Rinde lässt der Bauer viel zu viel Schonung angedeihen, als dass er es nur seines Fleisches wegen im Hause schlachten lassen sollte. Diese Sitte, die früher allgemein war, findet man nur noch selten, obgleich sie nicht ganz verschwunden ist. Ehedem wurden auf grösseren Wirtschaften jährlich zwei bis drei Rinder geschlachtet und ein Theil des Fleisches eingepökelt oder geräuchert. Nur wenn sich eines dieser Thiere einen unheilbaren, äusseren Schaden gethan und sein Verkauf mit grossem Verluste verbunden wäre, lässt man dem Hausfleischer auch jetzt noch sein Recht.

Es versteht sich von selbst, dass der arme Dorfbewohner seine einzige Ziege schont, wenn sie nicht schon altersschwach und zur Milchnutzung nicht mehr geeignet ist. Dieses Thier wirft wie bekannt jährlich 2—3 Junge. Ihr zartes Fleisch ist ein Leckerbissen, der meist in der nahen Stadt verzehrt wird.

Der Schlesier übt gegen seinen Geflügelhof die grösste Schonung. Wenn es aber sein muss, so nimmt er für seine Tafel immer lieber den Hahn, als die Henne. Die Wirtschaft braucht Eier; darum wird auch der Nachwuchs geschont. Die Hühnerzucht ist übrigens erst im Entstehen, und die Hausfrau hat niemals zu viel Eier im Korbe. Die Gans schont man ihrer Federn halber noch mehr. Ausser in der Nähe grösserer Städte, in denen man sie zu guten Preisen

losschlagen kann, wird sie selten um des Fleisches willen gezogen. Wenn dies geschieht, so wird sie vor dem Verkaufe durch einige Wochen mit „Schlitzken", ovalen Teignudeln aus ordinärem Mehl, die vorher geröstet wurden, „gestopft" (gemästet).

Die Cerealien geben dem Schlesier andererseits das „liebe Brot". Wir haben schon darauf hingewiesen, in welchem Ansehen es steht. Es heisst im Munde des schlesischen Landmannes nur die liebe Gottesgabe (d' liibe Goodsgoobe). Die Ehrfurcht gegen den Geber und Schöpfer dieser unmittelbarsten Gottesgabe überträgt sich auf das Brot selbst. Vergehen wider die Ehrfurcht gegen dasselbe werden nach dem Volksglauben von der Vorsehung bisweilen schwer gerächt*). Dem Kinde, das es verstreut und den Brocken mit Füssen tritt, wird gedroht, es werde im Jenseits die verwüsteten Bröselchen zusammenzulesen haben, bis ihm die Augen bluten**). Ein gleiches Gefühl der Ehrfurcht äussert sich auch bei der Zubereitung und bei dem Genusse desselben.

Ist der Teig geknetet — im Nordwesten unseres Ländchens geschieht das Kneten mit der Hand, während man im östlichen Theile dazu des Knetscheites sich bedient — und mit Mehl bestreut, dann macht die Hausfrau drei Kreuzchen auf den Teig, wobei sie den Namen der heiligen Dreieinigkeit nennt. Soll ein Brot frisch angeschnitten werden, so wird früher auf der oberen Seite desselben mit dem Messer das Kreuzzeichen gemacht und ein „Gott segne es" (Good sääns) dazu gesprochen***. Es gilt auch als heilsam

*) Vergl. Volksthümliches II. S. 61 f., 87 f., 94 f.

**) Vergl. Volksthümliches II. S. 257.

***) Vergl. Volksthümliches II. S. 23.

gegen verschiedene Krankheiten. So werden die Hühneraugen beseitigt, indem man einen Schnitt eben aus dem Ofen gekommenen Brotes nimmt, dieses auf die mit Hühneraugen behaftete Stelle legt, ein Gebet spricht, dann aber es den Hühnern hinwirft. Der Alp wird durch ein speciell für ihn gebackenes „Kläábruutla“ (Kleinbrot) befriedigt und unterlässt seine grauenhaften Besuche und sein gefürchtetes Drücken während der Nachtruhe*).

Jeder Bauer hat selbstverständlich seinen Backofen, jedoch nicht immer im Hause selbst. Die wenig feuersicheren Dorfhäuser mit ihren Schindel- und Schaubendächern wurden bei Gelegenheit des Backens oft durch Unvorsichtigkeit oder Zufall von grosser Feuersgefahr heimgesucht. Deshalb baute man die Backöfen, dem Augenschein nach winzig kleine Häuschen, öfter in den Garten oder in's freie Feld. Der Schlesier selbst nennt sie „Backhaisla“ (Backhäuschen). Sie werden oft ebenso wie die Brechhäuser zu Mittelpuncten von Abenteuern und Spukgeschichten.

Wir haben schon angedeutet, wie wenig der Weizen in einzelnen Theilen unseres Gebietes gedeiht. Das Weissgebäck ist daher eine Seltenheit, die man nur an hohen Festen trifft. Gutes, reines Kornbrot finden wir nur in den wohlhabendsten Bauernhöfen, und hier geniesst es nur die „Herrschaft“, während die Dienstboten mit dem Brote aus Gerstenmehl oder aus einem Gemenge von Gersten- und Kornmehl sich zufrieden stellen müssen.

Ist das Brot aus dem Teige mittelgross und rund geformt, so wird der „Rauchplååz“ oder die „Troog-

*) Vergl. Volksthümliches II. S. 23.

schorre“ angefertigt. Wie schon der letztere Namen andeutet, scharrt man die Reste in dem Backtroge mit der „Trogkratze“ zusammen und bäckt daraus einige Kuchen ohne Aufstreu. Sie sind früher als das Brot ausgebacken und werden, mit Butter bestrichen und mit Kümmel bestreut, frisch und warm verspeist.

Die Anwendung des Mehles bei den verschiedenen Speisen hat bei uns eine ebenso grosse Bedeutung, als irgendwo sonst. Fast keine Tunke wird ohne einen Mehlzusatz bereitet. Die „Kliisla“ (Klösslein, Klösse, Knödel) nehmen in der Speisekarte einen bedeutenden Platz ein, und kein Dienstbote würde glauben, ohne sie satt zu sein. Diese meist nicht allein nicht lockeren, sondern steinharten, gekochten Teigklumpen lassen sich allerdings bitten, ehe der Magen seine vollständige Herrschaft über sie gewinnt. Sie sind unter jeder Bedingung das geeigneteste Mittel, den Magen in fortwährender Thätigkeit zu erhalten. Um Mehl zu ersparen, gibt man hin und wieder abgekochte Kartoffeln gerieben dazu. Aus einer ähnlichen Mischung von geringem Weizenmehl und geriebenen Erdäpfeln wird der Erdäpfelkuchen, der „Adäpp'lplååz“ angefertigt. Auch schneidet man gekochte Erdäpfel in Platten, gibt Speck dazu und röstet sie. Sie heissen Braterdäpfel. Weiter bereitet man aus gekochten und gerührten Erdäpfeln, welche man in Wasser mit Einbrenne verdünnt, die Erdäpfelsuppe. Zerrührte, gekochte Erdäpfel mit Salz, etwas Milch oder Wasser versetzt, geben die „Erdäpfelpappe“, den Erdäpfelbrei. Vorzüglich aber wird die gekochte Kartoffel mit Butter und Salz gegessen, „Kartoffel mit der Schale“, „Kartoffel in der Montur“. Es wird aus allem, was wir

über diese Knollenfrucht gesagt haben, hinreichend klar geworden sein, dass sie ein Hauptnahrungsmittel in unseren Bergen ist.

Wichtig als Nahrungsmittel ist auch die Milch. Die Viehzucht ist in unserem Ländchen bedeutend genug, um die Bewohner mit dieser stärkenden Nahrung hinlänglich zu versorgen. Selten jedoch wird die „gute Milch“, d. h. die noch nicht abgerahmte, oder, wie es beim Volke heisst, noch nicht „abgeschöpfte“ Milch von dem Armen gekauft, der sich mit der „abgelassenen“ (abgerahmten, abgeschöpften) und mit der „saueren“ oder Schlickermilch begnügt. Diese Sorten sind billiger und werden auch lieber verkauft. Es wäre das eine schlechte Hausfrau, welche die „gute Milch“, ohne vorher den „Schmeten“ (den Rahm, die Sahne) abzuschöpfen und die Butter daraus zu gewinnen, verschleudern wollte. Sehr beliebt ist die Buttermilch. Dieses Nahrungsmittel wird am häufigsten kalt getrunken oder gesuppt, besonders zur Vesper und zum Abendessen. Bei einer grösseren Anzahl Suppen, Tunken, Mehlspeisen spielt die Milch, die Molke und der Quark eine Hauptrolle. Der „weisse Quark“ wird unter andern gern mit Milch verdünnt, mit etwas Salz und Kümmel gemischt und so, mit oder ohne Butter, zu Kartoffeln oder Brot verzehrt, u. z. ganz vorzüglich zu Abend und zur Vesper. Man bäckt Quarkkuchen und Quarkklätschchen, man kocht Quarkknödel, Quarktunke u. s. w.

Jede Hausfrau versteht das Käsemachen. Im Volksmunde heisst der Käse ebenfalls Quark, nur nennt man ihn im Gegensatze zum „weissen Quark“ alten Quark (aala Quork). Man macht die Käse ge-

wöhnlich klein, so dass sie ungefähr einen Durchschnitt von zwei Zoll haben. Zum Trocknen dient der Käsekorb. Er hängt oben am Giebelfenster. Die Katze möchte allzu gerne naschen, wenn es nur möglich wäre. Der Käse ist sehr beliebt und mundet insbesonders während der Ernte zur Vesper zu Butter, Brot und einer Quantität „Schnaps“ oder einem Glase Bier vortrefflich. „Kaas ån Brunt“, heisst es allgemein, „ån a Glaasla Biir d'rzuu dåås schmäckt gutt“. Dem Gaste wird Brot, Butter und Käse vorgesetzt, seltener Brot und Speck. Wir erinnern dabei noch an eine Stelle im „schlesischen Bauernhimmel“: „Frassa waaw'r guude Quarghe, grisser wii d' hichsta Barghe“*). Es mag hier überhaupt auf jenes Lied verwiesen sein, um einen Begriff zu bekommen, welche Ideale in Beziehung auf eine so recht erwünschte Lebensweise der Schlesier sich macht.

Das Obst liebt der Landmann als Nahrungsmittel sehr, und wir werden später erfahren, welche Bedeutung man dem Obstgarten beilegt. Das Obst isst man nicht allein frisch, sondern benutzt es auch zu verschiedenen Speisen. Man bäckt Aepfelkuchen und Birnenkuchen. Auch werden Aepfel oder Birnen ganz oder zertheilt als Zuspeise gekocht. Aepfel-, Pflaumen- und Kirschenknödel, Birnen- und Pflaumentunke werden mit Vorliebe genossen. Vorzüglichen Wert aber legt man den getrockneten Obstsorten bei, besonders Aepfeln, Birnen und Pflaumen. Die Aepfel, seltener die Birnen, werden zu diesem Behufe zerschnitten und heissen dann Spalten (Schpaala). Das Backobst ist in der That für den Haushalt des Bauern wichtig genug

*) Volksthümliches I., S. 336.

und wird als Zuspeise und als Hauptspeise gegessen. Es ist oft erstaunlich, welche Obstvorräthe man auf dem Boden des schlesischen Landwirtes angehäuft sieht. Laden, Truhen, Leintonnen sind damit angefüllt, so dass durch das ganze Haus der eigenthümliche Geruch des Backobstes zieht. Diese Vorräthe sind der Stolz der Hausfrau und zeugen von der Wohlhabenheit des Hauses. Ueberhaupt begriff man früher unter Wohlhabenheit weniger den vollen Geldkasten, als die reichlich aufgespeicherten Nahrungsmittel, die Vorräthe an Flachs und Leinwand. Erst in neuerer Zeit ist das Capital zu vollem Ansehen gekommen und gibt nun den Wertmesser ab.

Unter den Gemüsearten ist besonders der Kopfkohl, das Kraut hervorzuheben. Jeder Bauer baut sich sein Kraut, wenn es der schlechte Boden nicht ganz unmöglich macht, selbst. Er hat meist ein Stück wohl gedüngtes und seit Jahren gepflegtes Feld für diese Gemüseart vorsorglich bestimmt. Ist das Krautpflänzchen eingesetzt, so hilft er, wenn es sonst nothwendig ist, dem Wachsthum desselben möglichst nach, indem er es mit Wassser und „Lusche“ fleissig begiessen lässt. Auch wird zu wiederholten Malen die harte Ackerkruste aufgehackt, und von den Kindern oder Dienstleuten werden die Blätter von den Raupen gereinigt. Stets wird es als eine Art Misjahr angesehen, wenn das Kraut nicht geräth, wäre auch sonst die Scheuer voll des schönsten Getreides. Wir können es als eine besonders hervorstechende Eigenschaft unseres Bauern nennen, dass er sich auf's äusserste sträubt, ehe er sich entschliesst, bares Geld auszugeben und die nothwendigsten und nützlichsten Einkäufe zu machen

im Grossen und im Kleinen. Nur in diesem Falle bequemt er sich, um nur das liebe Sauerkraut nicht entbehren zu müssen, leichter zu einer Geldauslage. Sobald das Kraut abgeschnitten ist, werden die einzelnen Häuptchen eines passenden Abends von den schlechten Blättern befreit, und die „Strünke gekerbt“. Die Knechte arbeiten wacker an der Scharbe, und nicht eher wird geruht, bis das letzte Krauthäuptchen (Krauthäätla) geschnitten ist. Des anderen Tages wird das Kraut gesalzen und in die Tonnen eingestampft, bis das Wasser über dasselbe heraustritt. An manchen Orten wird es mit den Füssen eingetreten. Das durchgesäuerte Kraut kocht man, wie es aus dem Fasse kömmt, und gibt dann in Speck geröstete Zwiebel dazu. Es ist bei der Mittagstafel der stete Begleiter des „Raucherfleisches“ und der derben Gerstenknödel, ja es bildet dort, wo es vorzüglich gedeiht, auch einen Theil des Frühstückes und des Abendessens. Krautkuchen sind dem Gebirgsbauer weniger bekannt; doch gibt es allenthalben auch Krautknödel, wie denn diese Nahrungsmittelform, die Knödel, je nach ihren verschiedenen Beigaben immer einen andern Namen erhält, ohne jedoch in ihrem Wesen eine besondere Veränderung zu erfahren. Trotz des bedeutenden Consums reicht bei manchem Bauer der Sauerkrautvorrath von Anfang September bis zu der Zeit, in welcher das erste Getreide geschnitten wird.

Von anderem Gemüse sind noch zu nennen die Möhre und die Krautrübe (Kohlrübe). Beide werden zumeist in längliche Plättchen geschnitten und mit dem Fleische zugleich gekocht. Während des Kochens wird Einbrenne dazu gegeben, wodurch die ganze Masse

suppenartig sich gestaltet. Dass es Möhrenkuchen, Möhren- und Krautrübenknödel gibt, wird nach den früheren Darlegungen nicht Wunder nehmen. Der Kohlrabe (die Oberrübe) wird mit dem besseren Theile des Kräutichs auf ähnliche Weise wie die Möhre und Krautrübe für den Mittagstisch zubereitet. Aehnliches lässt sich auch von der weissen Stoppelrübe, der Wasserrübe sagen. Diese wird übrigens auch im rohen Zustande wegen ihrer angenehmen Süsse von Jung und Alt gerne genossen. Den Kindern namentlich ist sie zur Zeit des Herbstes, in welcher dieselbe die Brachfelder mit ihrem grünen und rothgelben Kräutich überzieht, oft der einzige, ihnen gebotene Leckerbissen. Häufig wird auch die rothe Rübe zu allerlei Speisen benutzt, desgleichen die gemeine Zuckerrunkelrübe. Rothrübenkuchen und Knödel gleichen Namens verstehen sich von selbst.

Von Cucurbitaceen ist für die arme Bevölkerung mancher Ortschaften der gemeine Kürbis von Wichtigkeit. Dieses Gewächs, das sehr gut gedeiht, war in Hungerjahren bisweilen von Einfluss. Man kocht aus ihm eine Kürbispappe. Die Gurken findet man überall. Man isst sie als Salat oder gesäuert.

Von würzenden Gartengewächsen, die jedoch zum Theile aus Mähren, im Freiwaldauer Bezirke auch aus Preussisch-Schlesien eingeführt werden, erwähnen wir den Pastinak, die Sellerie (Zeller), die Petersilie. Sie werden gern mit dem Fleische gekocht, um eine kräftige Suppe zu erhalten. Die Zwiebel ist eine Zuthat zu jeder Speise. Auch der Knoblauch findet eine vielfache Anwendung. Aus der allgemein beliebten Wassersuppe wird durch einen Zusatz dieses etwas

zweifelhaft duftenden Gewächses die noch beliebtere „Knoblichsoppe“. Knoblauchsuppe und Kartoffeln! Bei dieser Gelegenheit wollen wir einer Suppe noch besonders Erwähnung thun, deren wohlthätige Wirkungen wir nicht genug rühmen können. Es ist die „Mehlsuppe“. Man nimmt Roggenmehl, rührt es in kaltem Wasser, so dass keine oder doch nur wenige Klümpchen übrig bleiben, und lässt es nach einer Zugabe von Salz, Butter oder Schweinefett, bisweilen auch einem Zusatz von Ei, aufkochen. Redende Zeugnisse von den Wirkungen dieser Kraftsuppe sind die blühenden Backen der Familiengenossen, bei denen dieselbe als Morgen- oder Abendimbiss eingeführt ist.

Von wild wachsenden, als Gemüse angewandten Pflanzensorten haben wir die Nessel, die Gundelrebe, das Schafgarbenkraut, das Schlüsselblumenkraut, das Liebstöckchenkraut, den Wegerich, den Löwenzahn und die Brunnenkresse zu erwähnen. Zunächst hat sich wohl die Anwendung dieser Pflanzen in der Volksapotheke auf den Gebrauch derselben als Nahrungsmittel übertragen. Man benutzt sie zum Theile als Zuthat zu Suppen, zum Theile als Salat, die Brunnenkresse wird im vollen Naturzustande zum Brote gegessen.

Wir werden uns nun die Zubereitung der Nahrungsmittel näher ansehen, sowie die Personen, welche das Kochen und Backen besorgen, und die Geschirre, deren sie sich bedienen. Es wird für eine Ehrensache unserer schlesischen Hausfrauen angesehen, ihre Thätigkeit dadurch zu beweisen, dass sie im Stande sind, die häusliche Seite der Wirtschaft intellectuell und physisch möglichst ohne Beihilfe zu bestreiten. Es ist

die Aufgabe der „Wirtin", mit dem ersten Morgenstrahl die Familie und die Dienstboten zu wecken. Zu Abend begibt sie sich zuletzt zur Ruhe, nachdem sie Thüren und Schlösser wohlverwahrt gefunden hat. Jede Arbeit wird von ihr überwacht, alles gleitet durch ihre Hand, sie ist die liebevollste Zusammenhälterin des erworbenen Gutes. Das Abkochen und Zubereiten der Speisen ist ihr meist allein überlassen. Flink springt sie die holprige Treppe hinauf, um vom Oberboden Knödelmehl zu holen, und ebenso geschwind treppab weiss sie dadurch vorzubeugen, dass die am Feuer stehende Milch überläuft. Während die Speisen kochen, kehrt sie die Stube mit dem Birkenbesen rein, bindet eine inzwischen losgerissene Kalbe an, ersteigt die Leiter zur Hühnerbühne, um frischen Vorrath in den Eierkorb zu holen. Die Einbrenne steht auf der „Platte", unter ihr ein höllisches Feuer. Trotzdem entzieht sie noch der „Plumpe" einen Eimer Wasser, um die Kartoffeln abzuwaschen und den Ofentopf zu füllen. Das geht nun alles rasch von der Hand und muss es auch; denn bald kommen sie mit den „Zügen" von dem Felde. Nun ist es Zeit die Knödel einzulegen. Denn der Herr langt mit einem Appetit triefenden Gaumen im Hause an und kleidet sein Verlangen in die Worte: „Feed'r dich, m'r missa baale wiid'r naus, d'r Ack'r blait es sost aim Drecke liigha". Er bewirkt dadurch, dass der Ofen eine neue Klotzladung erhält, in einer Fülle und Wirkung, dass die Knödel in dem zischend übersprudelnden Knödeltopfe wild durcheinander geworfen werden. Nun hat die Thätigkeit der Hausfrau den Höhepunct erreicht. Infolge einer raschen Seitenwendung wirft sie die jüng-

sten Sprösslinge der kinderreichen Ehe über den Haufen, welche ihr, während sie den Milchkreen quirlte, um Befriedigung ihrer Magen schreiend, am Schürzenbande hiengen. Unterdessen ist auch der Kühjunge, (das Kühmädchen) heimgekommen, er steht der Bedrängten bei, indem er ihr manchen Schritt erspart. Er deckt den Tisch auf, ruft die Mägde zum Essen, die unterdes im Kuhstalle mit dem „Einlegen" und die Knechte, die im Pferdestalle mit dem „Einschütten" fertig geworden sind. Vorher hat er „eingeschnitten", d. h. mit einem scharfen Messer feine Brotplättchen in die grosse Suppenschüssel geschnitten, über welche die Fleischbrühe gegossen wird. Nachdem sich Knechte und Hausherr gewaschen und die Haare nach Möglichkeit geordnet haben, treten sie an den Tisch heran, setzen sich aber nicht eher, bis wenigstens ein „Vaterunser" gebetet worden. Der Herr nimmt gewöhnlich eine Tischfronte allein ein, höchstens sitzt die Hausfrau neben ihm mit dem „Kleinen" auf dem Schosse. Dem Herrn gegenüber hat der Knecht (Grossknecht) seinen Platz, die anderen vertheilen sich, wie sie eben können. Gewiss aber bekömmt der „Junge" immer den wackeligsten „Schemel". In Erwartung fassen alle den Löffel, führen ihn aber erst seiner Bestimmung entgegen, nachdem der Dienstgeber dies gethan. Es wird aus der gemeinsamen Schüssel gesuppt und getunkt. Das Fleisch wird von dem Herrn getheilt und einem jeden Tischgenossen die Portion auf den Teller gegeben. Das Essen geht schnell genug von statten denn der schlesische Bauer huldigt dem Grundsatze, „Frooss ån Koolscha"*) sei Nebensache. Wenn wir

*) Kolschen = Kuchen backen, die Zeit mit Backen und Kochen zubringen, dem Magen fröhnen.

ihn andererseits sagen hören: „A fresst ju nischt, wi kåånan do wåås tuun“, so ist durch diese beiden anscheinend einander widersprechenden Sätze eine Virtuosität im Geschwindessen gekennzeichnet, an das sich das Sattsein knüpfen kann. Sobald sich der Herr — oder in seiner Vertretung der Grossknecht — mit einem „Gott segne es“ oder „Gott gebe Gedeihen“ von dem Tische erhebt, geschieht das sofort auch von den übrigen Tischgenossen. Den dagegen Handelnden wird dies streng gerügt, es gilt als eine Nichtanerkennung der Autorität und einer althergebrachten Sitte. Die Sitte aber, dass der Dienstgeber mit den Bediensteten an einem Tische isst, nimmt, wie schon erwähnt, immer mehr und mehr ab, seitdem das Wohlleben eine Art von Anerkennung in der bäuerlichen Familie gefunden, und das patriarchalische Leben dem modernen hat weichen müssen. Fast ausnahmslos jedoch befindet sich in einem und demselben Zimmer der Esstisch der Familie und der Dienstleute, um diese zu überwachen, die Unzufriedenheit niederzuhalten und der Zeitvertrödelung vorzubeugen.

Das „Mädchen“ (oder der „Junge“) muss nun aufwaschen, die gebrauchten Geschirre reinigen. Betrachten wir diese etwas genauer. Wir finden zur täglichen Benutzung den Bunzeltopf (Punseltopp, Ponseltoop)*) und andere Töpfe von gewöhnlichem, gebranntem und mit Glätte überzogenem Thon, sowie Schüsseln von derselben Masse. Die Teller waren früher ohne Ausnahme für den gewöhnlichen Gebrauch von Holz, zur Benutzung an festlichen Tagen zumeist

*) Vergl. Volksthümliches II., S. 173 A.

von Zinn, scheibenförmig mit einer kleinen Vertiefung, oder von Porzellan. Ihren Zwecken entsprachen auch die hölzernen genugsam, da nur das Brot und Fleisch darauf geschnitten, die übrigen Speisen aber aus einem gemeinsamen Gefäss genossen wurden. Messer, Gabel und Holzteller musste in früherer Zeit der Dienstbote selbst besitzen. Von Geräthen zur Speisebereitung treffen wir den Kochlöffel, das „Riebeisen", den Quirl. Andere Kochgeräthe kennen unsere Hausfrauen nicht oder verschmähen sie für den gewöhnlichen Bedarf als überflüssigen Tand.

Machen wir uns daran, die Speisen während der Wochen-, Fast-, Sonn- und aussergewöhnlichen Festtage bei den verschiedenen Mahlzeiten in Betracht zu ziehen. Die Hauptmahlzeiten fallen auf den Morgen, den Mittag und den Abend. Die sogenannte „Vesper" ist von der Länge oder Kürze der Tage abhängig. Die Dauer der Zeit, während welcher sie verabreicht wird, ist durch die beiden Sprüche: „Järghetaag (24. April) brängta Faschp'rsaak." und „Bort'lmäck (24 August) schmaisst d' Faschp'r wäck." so ziemlich genau abgegrenzt. Die wichtigste Mahlzeit wird natürlich zu Mittag abgehalten und erfährt den verhältnismässig grössten Wechsel in den Speisen, während das Früh- und Abendmahl mehr gleich bleiben in Qualität und Quantität der Nahrungsmittel.

Zum Frühstück liebt man warme Speisen. An Wochentagen suppt man eine Suppe, heisse sie nun Wasser-, Mehl-, Brot-, Erdäpfel-, Sauerteigsuppe. Neben dieser geniesst man gewöhnlich „Kartoffeln mit der Schale", oft mit weissem Quark und Butter. Jeder Dienstbote erhält, wenigstens während der besten

Futterzeit, wochentlich ein bestimmtes Mass Butter, der Pferdejunge, sowie die Kleinmagd etwa ein, der Grossknecht (Knecht) und die Grossmagd etwa zwei „Quatiirla"*). Mit dieser Butter haben sie als Zuthat zum Brot und zur Kartoffel die Woche hindurch das Auslangen zu finden. Oft auch wird eine Kartoffelpappe genossen. Eine wohlhabende Bauernfamilie trinkt früh ihren Kaffee mit Butterbrot. Ist dieser Brauch einmal eine Zeit lang geübt, dann windet sich selbst der genügsame Bauer nicht mehr los von ihm, obgleich er fein berechnend unaufhörlich gegen das Kaffeetrinken räsoniert. Doch schilt er auch seine Frau, dass sie dem Kaffeetopfe zu viel Rechte einräume, so macht er nichts destoweniger ein sauertöpfisches Gesicht, wenn er nicht die weissglänzende, goldbemalte Extratasse an seinem Frühstücksplatze sieht. Er findet sie aber meist an ihrer Stelle, und die Hausfrau erträgt sein Schelten, da sie weiss, dass sie den inneren Herzenswunsch errathen hat. Uebrigens beginnt der Kaffee in unserem Schlesien ebenso, wie irgend anderswo zum Volkstranke, zum unentbehrlichen Nahrungsmittel zu werden. Der Arme fühlt im Genusse desselben gleichsam eine Verwandtschaft seines Tisches mit dem des Reichen. Das ist nun eine Befriedigung neben dem angenehmen Duft aus dem thönernen Portionstöpfchen. Allein nicht immer war dieses Getränk so allgemein geachtet. Noch vor dreissig Jahren galt der Genuss des Kaffee's für eine heillose Verschwendung. Die Volksstimme und die Sparsamkeit sprachen laut gegen ihn und legten ihm den Namen

*) Ein „Quartierlein" beträgt 10 Loth, den vierten Theil des Buttermasses „Quart" zu 40 Loth.

„Bankerottsuppe“ bei. Er reizte als leckeres Getränk zum häufigen Genuss, und so legte man ihm oft genug die Schuld bei, wenn Familien aus Wohlhabenheit in tiefe Armut herabsanken. Bei Brot und Kaffee vergisst der Mittellose, dass ihm andere nahrhafte Speisen fehlen, er wird satt und fühlt die angenehme Wirkung des Getränkes. Gleichwohl geniesst er es nur an Festtagen, bisweilen auch Sonntags. Oefter verwendet er als theilweisen Ersatz der Kaffeebohnen die Eichel, das Korn und den Weizen. Diese werden ebenso wie der Kaffee geröstet und zubereitet. Zu erwähnen bleibt noch, dass die Kinder des Landwirtes meist keinen Kaffee erhalten, weder zum Frühstück, noch zur Vesper, sondern sich mit Milch, Butterbrot, Käse oder einer Suppe begnügen müssen. Es ist das Kaffeetrinken ein kleines Vorrecht der Eltern. Die Pietät der Kinder mag sich gerne darüber hinwegsetzen, zudem lehrt die Massregel dieselben schon früh entbehren.

Zu Mittag wird, solange die Vorräthe reichen, an mehreren Tagen der Woche, wie schon gesagt, geräuchertes Schweinefleisch gegessen mit Knödeln und Kraut oder mit Erbsen, auch wohl mit Backobst. Die letzte Zusammenstellung verräth allerdings nicht den allerbesten Geschmack. Vereinzelt kommt auch Rindfleisch auf den Tisch. Die gewöhnlichsten Saucen sind die Einbrenn-, Milch-, Zwiebel-, Knoblauch-, Kreentunke; andere Saucen werden seltener zubereitet, weil sie von der Fruchtzeit und Jahreszeit überhaupt abhängen.

Während des Freitags bleiben die übrigen Mahlzeiten sich gleich bis auf die Mittagskost. Diese besteht nur aus Suppe und Mehlspeisen. Wir wollen die

üblichsten herausheben. Knödel fehlen selten, unter welcher Gestalt und mit welcher Zuthat sie auch immer erscheinen. Besonders liebt man Pfefferkuchenknödel. Es sind das gewöhnliche Gerstenknödel, über welche zuerst eine Art Buttersauce gegossen, sodann geriebener Pfefferkuchen gestreut wird. Die Mohnknödel geben ebenfalls eine beliebte Freitagsspeise. Sie unterscheiden sich von den vorigen nur dadurch, dass statt des Pfefferkuchens Mohn verwendet wird. Milch-, Quark-, Buttermilch-, Mohntunke werden Freitags immer mit Knödeln in Verbindung gebracht. Die Mohntunke insbesondere ist es, die im Vereine mit Gerstenknödeln dem Appetite unserer Landleute es gewaltig anthut.

Wenn Weissgebäck vorhanden ist, wie Kuchen, so schneidet man Würfel daraus, lässt sie mit „guter Milch“ durchziehen, gibt sie in eine Schüssel uud giesst einen mohntunkenähnlichen, dünnen Brei darauf, welcher von einer reichen Butterzuthat zeugt. Man nennt auch diese Speise Mohnknödel. Mannigfaltig sind die Breiarten, die am Freitage verzehrt werden. Sie sind aus irgend einem Rohstoffe mit Milch oder Wasser ziemlich derb gekocht. Auf diese Erdäpfel-, Hirse-, Gries-, Graupen-, u. s. w. — Pappe kömmt immer eine süsse oder pikante Aufstreu, wie Pfefferkuchen, Zucker mit Zimmt, Mohn, Käse u. s. w.

Ausserdem macht man an Fasttagen häufige Anwendung von Pilzen, sei es nun, dass man sie in der Suppe und in der Tunke geniesst, oder dass sie mit Eiern, Butter, Salz und Kümmel als selbstständige Speise hergerichtet werden. Der reiche Bauer nimmt an solchen Tagen auch manche Speise zu sich, welche

einen feineren Geschmack verräth. Die Hausfrau versorgt seinen Tisch mit den „Baabakliisla“ oder „Fankakliisla“, dem Eierkuchen. Er isst hartgesottene Eier mit Butter und Brot, harte Eier in saurer Sauce oder auch Rühreier, „Eierprantsch“ mit Knödeln. Auch die mancherlei „Füllsel“ gewähren eine schmackhafte Fastenspeise. In der Zubereituug sind sich dieselben gleich. Der Hauptantheil gebührt immer demjenigen Stoffe, dessen Namen sie tragen. Man nimmt entweder Semmeln, überhaupt Weissgebäck, oder Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Pilze, Erdäpfel, schneidet sie klein oder zerreibt sie auf dem „Riebeisen“, giesst dann Milch dazu, schüttet das Ganze in eine Pfanne und lässt es auf der „Platte“ bis zu einem gewissen Grade ausbacken. Eine beliebtere Speise geben auch die „nassen Hadern“. Es werden Kuchenwürfel in Wasser aufgeweicht und mit „brauner“ Butter übergossen. Es erinnert diese Speise an die „Nudelflecke“, die dem Tische des Bauern ebenfalls nicht fremd sind.

Fastenspeisen eigener Art sind der „Ritsch“, der „Nitig“, die gebratene Buttermilch. Ritsch, auch Schulmeister und Schurmeisel genannt, ist eine Speise von Erbsen und Graupen, wozu man Speck gegeben hat. Diese Speise, die ein immenses Verdauungsvermögen erfordert, ist eine der wenigen Nahrungsmittelformen, welche uns von den Slaven überkommen sind. Sonst nennt der Bauer jede Speise, welche seiner althergebrachten Gewohnheit und seinem Geschmacke nicht entspricht, einen „polnischen Frass“ oder einen „säuischen Frass“. „Nitig“ ist der allgemeine Name für eine Speisegattung. Man nimmt Hirse oder Erdäpfel oder andere Feldfrüchte, kocht sie mit „guter Milch“ oder mit

„Schmeten“ solange, bis ein ziemlich trockener Brei zum Vorschein kömmt. Dann rührt man Mehl hinein, so dass die Masse noch trockener und dichter wird und sich bequem schneiden lässt. Die so hergestellten Klösse werden mit „brauner“ Butter übergossen und gegessen. Diese jedenfalls uralte Speise scheint dem Aussterben nahe zu sein, ja sie wird in manchen Gegenden nicht mehr gekannt, und der Ausdruck „Nitig“ lebt nur noch in verächtlicher Weise im Munde unserer Bewohner, die damit eine unausstehlich dicke Tunke, Suppe u. s. w. bezeichnen, etwas also, das ihr Geschmacksfortschritt schon längst überlebt hat. Die gebackene Buttermilch wird auf diese Weise gewonnen: Ein Quantum Buttermilch wird in die Pfanne gegossen und mit Mehl so ziemlich gesättigt. Sind noch einige Eier hineingeschlagen und etwas Salz beigemischt, so wird die Masse so lange über dem Feuer gelassen, bis sie fest gebacken ist.

Der Sonntag und der gewöhnliche Feiertag verändern im allgemeinen sehr wenig in der Nahrungsweise. Nur bekömmt der Dienstbote früh eine Quantität gekochter Milch, die aus Portionstöpfchen getrunken wird, und Brot. Darauf folgen aber jedenfalls noch Kartoffeln zur vollen Sättigung. Zu Mittag hat er die gewöhnliche Kost; doch kömmt mitunter ein Braten auf den Tisch mit Kraut, gebackenen Pflaumen oder gedünstetem Obste. Das Abendessen erfährt mit Ausnahme besonderer Festtage wenig Abwechslung. In der Regel begnügt man sich, besonders im Sommer, mit kalten Speisen. Am häufigsten genossen wird Milchsuppe neben einer Ladung Kartoffeln. Wir bemerken dabei, dass, während sonst die Suppe stets zu Anfang

der Mahlzeit genommen wird, beim Abendbrote die Milch erst nach den Erdäpfeln gesuppt wird.

Die höheren Kirchenfeste, Weihnachten, Ostern, Pfingsten, an die sich in Bedeutung unmittelbar das Kirchweihfest anschliesst, haben in Bezug auf Nahrungsweise eine eigenthümliche Gestalt. Es sind Ruhepuncte im kreisenden Jahre, an denen die Freude und der sinnliche Genuss, und sollte dieser sich eben nur auf die Verdauungswerkzeuge erstrecken, sich volles Recht zu verschaffen suchen. Doch werden diese Tage auch vergeistigt durch die Religion, durch die Freundschaft und ein inniges, heiliges Familienleben.

Während dieser Tage nun nimmt das Weissgebäck, vorzüglich der Kuchen, einen Rang ein, der sich nicht darum kümmert, ob das „liebe Brot“ auf der „Brothänge“ schimmelt oder nicht. Der Bauer fährt oft schon einige Tage vor den Feiertagen in die nahe Stadt, um das nöthige Material anzukaufen, welches in üblicher Weise in Anwendung gebracht wird, wie Zucker, „Toomszuck'r“, Mandeln, Rosinen, Zimmt etc. Einen Theil der besseren Kuchen bäckt man in manchen Orten gern auf langen Blechen und in deren Ermangelung auf Papier. Und so wanderte leider schon manches historisch wichtige Document in die Backstube. Die Gestalt der Kuchen ist mit Ausnahme der grossen „Blechkuchen“, die meist eckig geformt werden, gewöhnlich rund und nicht bedeutend über Mittelgrösse. Die slavische Bevölkerung dagegen bäckt ihre Kuchen auffallend klein, ihr entsprechend auch ein Theil der deutschen Bewohner der östlichen Bezirke unseres Ländchens. Die runde Gestalt der Kuchen ist jedenfalls die älteste und naturgemässeste. Fast ausschliess-

lich rund bäckt man noch jetzt die Quarkkuchen, die Aepfel-, Birnen-, Pflaumen- und Mohnkuchen. Die Armen verlangen auch zu diesen Zeiten ihren Zoll, und da man ihnen nicht allzu gern von den besseren Sorten gibt, so bäckt man, bei reicheren Bauern wenigstens, aus einer geringeren Mehlsorte, dem „Poolmaale", einen Armenkuchen.

Zu Weihnachten werden die sogenannten Weihnachtsstriezel gebacken. Jeder Dienstbote wird mit einem solchen bedacht. Sie werden in eine längliche Form gebracht und mit zerrührten Eierdottern überstrichen, wodurch sie sauber glatt werden. Zu Ostern werden neben den Kuchen noch Gelbbrote (Gaalbruute) gebacken. Sie sind das bezeichnende und eigentliche Osterbackwerk, sie sind scheibenrund. Zu Fasching siedet man in Schmalz Kraap'l (Krapfen), seltener bäckt man Kuchen, obgleich diese Sitte mit dem sich mehrenden Wohlleben vielfach sich eingefunden hat. Die Krapfen sind klein, dick und möglichst rund. Mit den hohen Zeiten ist meistens, mit Weihnachten immer, ein Schweinschlachten verbunden. Es sind das abgeblasste Bilder jener Opfer, die man einst den alten Göttern dargebracht, freilich mit dem Unterschiede, dass man sie jetzt mehr den Bedürfnissen des festlich erwartungsvollen Magens zudenkt. Ein Ueberbleibsel dieser Opfer scheint auch das Quellfleischessen zu sein. Unmittelbar nach dem Schweinschlachten nämlich wird ein Stück Fleisch gekocht und mit Pfeffer und Salz bestreut verzehrt. Man ladet dazu einen grösseren Freundeskreis. Ein Schluck gutes „Kornes" fehlt dabei niemals.

Das sind die Vorbereitungen zu den Feiertags-

schmausereien. Die Fleischtöpfe und die „Kuchenbeuten" sind nun voll. An diesen Tagen hat der Braten ein unbedingtes Vorrecht. Selbst der Dienstbote wird damit bedacht, und zwar in Hülle und Fülle. Den Tisch desselben ziert auch das gefüllte Brantwein- und Bierglas; denn der Bauer sieht dann alles gern froh und zufrieden um sich. Die Geschäfte ruhen, und der Umgang mit seinen Leuten ist freundlicher. So vergisst auch der Bedienstete momentan seine bedrängte Lage, seine Leiden, und die schönsten Voraussetzungen scheinen sich zu erfüllen, wenn er des Abends im „Kretschem" seinen Schatz zierlich, wie's eben gehen mag, beim Walzer dreht.

Wir theilen noch einige Speisekarten mit, deren man sich bei festlichen Gelegenheiten und besonderen Vorkömmnissen bedient. Am Weihnachtsheiligenabend isst man so ziemlich allgemein eine Petersiliensuppe oder Pflaumensuppe, Griespappe oder Honiggries, hierauf Striezelschnitten mit Honig bestrichen, Nüsse und Aepfel. In der Osterwoche geniesst man am „krummen Mittwoch" Schlitzken mit Pflaumentunke. In Bezug auf die mancherlei Bräuche an Weihnachten, Neujahr, Heilig-Dreikönig, Faschings- und Fastenzeit, Ostern u. s. w. verweisen wir auf den zweiten Band des Volksthümlichen aus Oesterreichisch-Schlesien, Seite 273 ff. Freilich schwinden diese Bräuche immer mehr und mehr.

Wenn wir den Küchenzettel einer Kirmes durchsehen, so finden wir eine so grosse Mannigfaltigkeit der Speisen, dass unsere Ansicht über die Genügsamkeit unserer Landleute einen gewaltigen Stoss zu erhalten droht. In keiner Zeit des Jahres gönnt sich

der Schlesier eine solche Fülle von Speisen. Da finden wir zum Frühstück Kuchen und einen guten, überaus süssen Kaffee, ebenso zur Vesper. Beim Mittagsmahle ist die Nudelsuppe unentbehrlich, mit einer gelblichen Fettschicht überzogen wird sie in der „Tariine“ aufgetragen. Ein grosser zinnerner Suppenschöpflöffel fehlt nicht, ebensowenig ein grosser hölzerner Aufschnittteller. Das Tischtuch ist bunt, die Tafel verlängert durch ein Zusammenstellen der verschiedensten Tische. Fleischspeisen gibt's beim Hauptmahle oft vier, gekochtes Rindfleisch und Kreentunke mit Zimmt überstreut, Wurst mit Sauerkraut und Brot. Hierauf folgt der Schweinebraten mit Krautsalat oder Sauerkraut, dann gebratene Gans, Kapaun oder Ente mit Aepfelmus. Brantwein-, Bier-, Weingläser stehen bunt durcheinander. Der Hausherr macht im Füllen derselben den liebenswürdigsten Wirt und nöthigt mit aufbrausendem Ungestüm zum Trinken, während die Frau in den Lobsprüchen und in dem Appetite der Gäste ihre vollste Befriedigung findet. Die Schmausereien, zu denen Verwandte und Bekannte aus Nah und Fern sich eingefunden, dauern zwei, auch drei Tage und nehmen stufenweise an Fülle ab.

Der Hochzeitsschmaus übertrifft als ausnahmsweises Fest selbst die Kirmes an Fülle der Speisen. Es werden verhältnismässig grosse Summen ausgegeben, um die Tafel reichlich besetzen zu können. Der Menge der aufgetragenen Speisen entspricht die Anzahl der Gäste, die oft zu fünfzig, ja bis zu hundert versammelt sind. Das halbe Dorf gehört ja zur Verwandtschaft, und ein schwerer Groll würde die Folge sein, wenn ein Mitglied der Verwandtschaft nicht geladen worden

wäre. Bänke und Tische leihen die Nachbarn gern, da auch sie darauf sitzen werden. Schweine, Kälber und Federvieh fallen als Opfer der Vielesserei. Die Kuchen werden in bester Qualität gebacken, und unter einem „Huchzichkucha“, „Huxtkucha“*) wird etwas besonders Delicates gedacht. Der Kaffee ist klebrig von Zuckerstoff; denn wäre es nicht so, so würde man dem Ehepaare noch Jahre lang nachreden, dass der Kaffee bitter gewesen sei. Selbst die Armut wird an einem solchen Tage besonders bedacht. Geistige Getränke sind reichlich vorhanden, dafür wird das Brautpaar mit den begeistertsten Toasten gefeiert, die dem Munde des Pfarrers, Kaplans, Schulmeisters und des „Druschma“ schwungvoll und modern, volksthümlich und holperig entquellen**).

Das Essen bei Kindstaufen und Leichenbegängnissen gestaltet sich einfacher. Kuchen wird nicht immer gebacken, wenn auch meistentheils. Er heisst beim Taufessen, der sogenannten „Kinderkirmes“***), volksthümlich „Kendlakucha“. Man macht ihn meist recht gut und kocht dazu einen kräftigen Kaffee. Bisweilen jedoch begnügt man sich mit Brot, Butter und Käse. Als Getränk erscheint immer auch der „Schnapps“.

Noch erübrigt es, ein Wort über den Verbrauch der geistigen Getränke im allgemeinen anzufügen. Diese beschränken sich dem grösseren Umfange nach auf die allerorts gebräuchlichen, auf das Bier und den Brantwein. Jedenfalls ist der Genuss des Brantweines grösser, als der des Bieres, während dieses eine grö-

*) Ueber den Grenzkuchen (Kranzkuchen) und das Grenzkuchenlaufen vergl. Volksthümliches II., S. 225.

**) Ueber Hochzeitsgebräuche vergl. Volksthümliches II., S. 216 ff.

***) Vergl. Volksthümliches I., S. 313.

ssere Achtung geniesst. Man kann die Bemerkung machen, dass der gemeine Mann es sich sehr schätzt, statt des „Fusels“ Bier trinken zu können. Es stellt sich ihm hier aber der höhere Preis entgegen. Diese Thatsache wird nie den ausschliesslichen Genuss desselben aufkommen lassen. Ausserdem will der Arbeiter ein auch ihm nothwendiges Erregungsmittel nicht entbehren und findet dieses am billigsten im Schnappse. Die Bevölkerung, welche mit den höheren Gesellschaftskreisen in häufigere Berührung kömmt, wie unser wohlhabenderer Bauer, der sich schon längst an die Civilisation enger angeschlossen, hat dem Brantwein zum grossen Theil entsagt. Kommen wir in ein ländliches Wirtshaus, so werden wir die Rollen der beiden Getränke so ziemlich gleich vertheilt sehen. Von allen Sorten des Brantweines stehen der „Korn“ und der „Kümmel“ in der Achtung obenau. Von den übrigen Sorten glaubt und sagt man, dass damit „geprantscht“ werde. Ein Fässchen „Korn“ fehlt selten im Keller des vermöglicheren Bauern. Mit dem Biere ist das weniger der Fall. Nur zu den grösseren Festen wird ein Dienstbote in das nächst gelegene Bräuhaus geschickt, um eine Sorte geringeren Bieres zu holen. Es ist noch nicht hefenfrei, man setzt darum das Fass über eine Schüssel und lässt es durch ein paar Tage ausgähren (ausjiirn). Die Hefen benutzt man selbstverständlich zum Kuchenbacken. Das Bier wird in Flaschen gefüllt, in die noch etwas Zucker oder einige Körner Reis, oder zwei, drei Rosinen gegeben werden. Wird es nun getrunken, so schäumt es nicht wenig. Eine Art Brauspülicht wurde in früherer Zeit von den armen Leuten sehr gern gekauft und unter dem euphemischen

Namen Tischbier (Teschp'r) getrunken. Wir denken hier speciell an das Bräuhaus in Johannesberg. Man trinkt auch ein sogenanntes Warmbier. Es wird eine Quantität Bieres gesotten, Milch dazu gegossen und das Ganze mit einem Ei abgerührt. Häufig auch suppt man dieses Bier, nachdem man würflige Brotstückchen hineingegeben.

Der Wein ist zwar überall ein recht angesehenes Labsal, wird aber im Vergleich mit Brantwein und Bier im allgemeinen weniger getrunken. Es gibt in jeder Ortschaft nur einige leidenschaftliche Weintrinker. Der gewohnte Brantweintrinker wird nur im äussersten Nothfalle zum Weine greifen. Schlesien selbst ist nicht in der Lage, Wein zu producieren, er wird meist aus Nieder-Oesterreich und aus Ungarn eingeführt. Es sei an dieser Stelle noch erwähnt, dass die Wirtshäuser in der Nähe der preussischen Grenze des Weines wegen aus dem Nachbarlande zahlreiche Besuche empfangen. Es gibt der ganzen preussischen Grenze entlang oft in den einsamsten Gebirgsdörfern Gasthäuser, welche an comfortabler Einrichtung durchaus nichts zu wünschen übrig lassen. Hier versammelt sich während des Sonntags und an anderen Ruhetagen aus den umliegenden Städten und Ortschaften eine grosse Menge Menschen. Gewöhnlich werden diese weinlechzenden Gäste mit Tanz oder durch ein Concert unterhalten. Da färben sich die Rosen auf den Wangen der Mädchen lebhafter, und die mutigen Augen der Männer werden feuriger. Und nicht allein Preussen ist anwesend, auch Oesterreich ist zahlreich vertreten. Es fehlt auch von dieser Seite weder die elegante Dame, noch der behäbige Gutsbesitzer. Unzählige

Freundschaften und oft Bündnisse für ein ganzes Menschenleben sind hier schon geschlossen worden. Es sind diese Stätten, dicht an der Grenze, gleichsam ein neutraler Boden, den durch Misgriffe in der Unterhaltung zu entweihen, von beiden Seiten man sich sorgsam hütet.

Wenn wir einen Blick zurückwerfen auf die Ausführungen über die mancherlei Nahrungsmittel, so werden wir bestätigt finden, dass unser Volk in der Nahrungsweise eine grosse Einfachheit und Natürlichkeit zeigt. Zum Theile die Nothlage, zum Theile Enthaltsamkeit aus Princip, zu welcher sich eine rastlose Thätigkeit gesellt, machen es uns klarer, warum die deutschen Bewohner unseres Landes zu den bildungsfähigsten und bildungsreichsten der Monarchie gehören.

Die Wohnung.

Bei der bedeutenden Bevölkerungsdichte des gebirgigen Gebietes darf es uns nicht Wunder nehmen, dass unsere Thäler dicht mit Ortschaften angefüllt sind, von denen die eine unmittelbar an die andere sich reiht, so dass der Wanderer oft meilenweit ohne längere Unterbrechung immer von menschlichen Wohnungen sich umgeben sieht. Wir erinnern nur an die zusammenhängenden Dörfer, welche von Jägerndorf bis an das Ende des Dorfes Hermannstadt, von Niklasdorf bis Waldenburg, von Weidenau bis Gurschdorf und Steingrund sich hinziehen.

Im tiefsten Gebirge, in einsamen Waldthälern

finden wir einen Contrast. Hier begegnen wir, wie verlassen von Gott und der Welt, oft wenigen einsamen Holzhütten, beschattet von den immergrünen Zweigen der dunklen Fichten- und Tannenwälder. Auf urbar gemachten Waldgründen und grösseren Dominien nämlich, welche einen sehr geringen Ertrag liefern mochten, entstand besonders im achtzehnten Jahrhundert durch Parcellierung des Bodens eine grössere Anzahl neuer Colonien, deren Bewohner meist aus Häuslern und aus Gärtlern bestehen.

Manche unserer Gebirgsdörfer machen den Eindruck von Hinterwälderhütten, sie bestehen fast ausschliesslich aus Holzhäusern. Meist haben diese Holzbauten nur einen steinernen Grundbau von geringer Höhe, auf welchem sich die eigentlichen Wände aus quergelegten, an den Ecken verbundenen Balken von meist weichem Holzwerke erheben. Die Höhe dieser Wände ist verhältnismässig gering. Dagegen übertrifft das sehr steil ansteigende Dach die Mauerhöhe bisweilen um das Doppelte. Die Giebel sind ohne Ausnahme mit Brettern verschlagen, in welchen Lichtluken von mannigfaltiger Gestalt eingeschnitten sind. In den älteren Dörfern und neuen Colonien sind es besonders der Kleinbauer, der Gärtler und der Häusler, deren Wohnungen und Scheuern jetzt noch fast nur aus Holz gebaut sind.

Nach der Grösse des Landeigenthums richten sich die Wohnlichkeiten und Baulichkeiten der Landbewohner, nach ihr richten sich aber auch die Namen derselben. Wer ungefähr sechzig Joch Acker hat, heisst Sechsviertler oder Grossbauer, wer ungefähr vierzig Joch besitzt, heisst Hübner oder Halbbauer, wer unge-

fähr fünfzehn bis zwanzig, Halbhübner oder Viertelbauer. Ein geringeres Aussatquantum hat keine sogenannte Bauernwirtschaft. Es ist dann eine „Gärtlerstelle“. Der Gärtler fährt zum Unterschiede von dem Bauer ausschliesslich mit Kühen. Häusler ist der Besitzer eines Häuschens ohne Ackerwirtschaft. Inleute oder Hausleute heissen die Mieter von Wohnungen auf dem Lande. Nur der Gärtler und der Häusler lassen sich darauf ein, einen Theil ihrer Wohnungsräume zu vermieten, nie aber der Bauer. Er will sein Gehöfte nicht zum Tummelplatze oft unliebsamer Thätigkeit machen, bleibt und west daher für sich allein. Er duldet in den Wohnlichkeiten nur seine Familie und sein Gesinde.

Die Stellung der Gebäude des Bauerngehöftes ist allerdings nicht durchaus gleich, dürfte aber im gewöhnlichen folgende sein. Diejenige Fronte des Hofes, welche der Strasse zugekehrt ist, ist ganz und gar für den Ausgang und die Ausfahrt bestimmt. Ihr gegenüber befindet sich die Scheuer, um die gerade Einfahrt in die Thore zu ermöglichen. Für diese Stellung der Scheuer spricht der Umstand, dass hinter ihr geradeaus die Aecker liegen. Die Fronte links von der Hofeinfahrt ist die wohlausgefüllteste nach der Länge des Hofes. Wir finden hier das Wohnhaus, das mit den Fenstern gegen die Dorfstrasse gekehrt ist. Unmittelbar mit diesem in Verbindung steht der Pferdestall. An diesen schliesst sich der Kuhstall an. Dieses Ganze bildet ein Gebäude und steht von innen wegen der Bequemlichkeit der Bewartung des Viehes, sowie wegen der Beaufsichtigung der Pflege desselben durch zweckmässig angebrachte Thüren in Verbindung. Zwi-

schen der Pferdestallthür und der Hausthür befindet sich die Hundehütte.

Vielfach zeigt sich nun zwar bei unseren Bauernhöfen das Bestreben, durch die Wirtschaftsgebäude ein regelmässiges Viereck herzustellen; doch wird durch die Verbindung des Wohnhauses mit dem Kuh- und Pferdestall die Regelmässigkeit etwas gestört; denn der Schoppen mit dem Ausgeding lässt, während das letztere mit der einen Giebelseite des Wohnhauses parallel gebaut ist, eine Lücke zwischen sich und der Scheuer. Sie ist ausgefüllt durch eine Umzäunung oder durch eine Mauer, die hoch genug ist, um nicht so leicht überstiegen werden zu können.

Dem Düngerhaufen ist im Hofraum ein Platz in der Nähe des Kuh- und Pferdestalles angewiesen, um das Ausmisten zu erleichtern. Er liegt immer in einer Art Vertiefung, damit sich die „Adelsjauche“, die „Lusche“ ansammeln kann. Doch wird diese letztere im allgemeinen noch immer viel zu wenig geschätzt. Nur auf grösseren Besitzungen und überall, wo der Runkelrübenbau in Blüte steht, hat man meist viereckige Löcher ausgemauert, um dieses „Gold“ im Versickern zu hemmen. In der Nähe des Mistes liegt wohl auch der Abtritt (d' Schemfhette), mit der Thür gegen das Haus gekehrt. Der Schweinstall ist immer in der Nähe des Abtrittes, oft auch der Gänsestall. Häufig finden wir diese drei Partien in der Lücke zwischen Ausgeding und Scheune angebracht.

Die Thorseite des Hofraumes ist mit einer Mauer ausgefüllt, in welche eben die Thore eingefügt sind. Es sind deren stets zwei, das grosse Hofthor, zweiflüglig für Wagen passierbar und nur um dieser Noth-

wendigkeit willen geöffnet, und das Thürlein (s Tiirla) für Ein- und Ausgehende. Es ist einflüglig, um ein Bedeutendes niedriger, als das grosse Hofthor und nur während der Nacht verriegelt oder verschlossen. Die Thoreinfahrten hatten früher eine Art Balkenwölbung. Die Seite der Wölbung, welche gegen die Strasse gekehrt ist, war fast ausnahmslos mit einer Nische versehen, in welcher ein kunstloses Bild der heiligen Maria oder des hl. Florian sich befand. Diese Thorwölbung, wie überhaupt das hohe hölzerne Thor, sind, wenn nicht vollständig, so doch meistentheils verschwunden. An die Stelle des Holzes trat das Mauerwerk, doch ist über der Wölbung die Nische mit dem Bilde noch vielfach beibehalten.

Der Brunnen befindet sich, wenn es eine „Plumpe“ ist, im Hofe in der Nähe der Wohnhausthür, wenn Schöpfbrunnen (Schäppabernla), Schwengelborn oder Radbrunnen, im Garten. Der Schwengelborn ist jedenfalls die originellste und älteste Art, das Wasser aus der Tiefe zu heben.

Treten wir durch die Hofthür ein, und gehen wir links auf die Hausthür zu. Wir finden eigentlich zwei Thüren, nach Art der Doppelthüren angebracht. Die äussere heisst „Gatterthür“, auch kurzweg das „Gatter“, und verschliesst nur die untere Hälfte des Thürpfostenraumes, es ist also eigentlich nur eine halbe Thür. Durch einen Druck auf eine kunstlose Feder springt sie auf, und wir treten unbehindert von der anderen Thür, welche zurückgeschlagen ist und nur während der Nacht geschlossen wird, in das „Haus“, sonst Vorhaus genannt. Eine Stiege führt unmittelbar rechts in den ersten Stock. Unter dieser Stiege befindet sich

dem Boden gleich eine Fallthür, welche den Eingang in den Keller bildet. Rechts unmittelbar in der Nähe des „Kellerloches" führt eine Thür in den Pferdestall, links in die Wohnstube. Im Hintergrunde des Hauses befindet sich die Küche. Sie ist schwarz, finster und russig, weil der Schornstein in sie einmündet, und sie ihr Licht erst durch die geöffnete Vorderthür oder durch die in den Garten und zum Brunnen führende Hinterthür empfängt. Das Backofenloch gähnt uns in ihr weit geöffnet entgegen. Es ist in derjenigen Mauerseite der Küche befindlich, welche mit der Wohnstube zusammengrenzt. Wir können sonach das Vorhandensein des Backofens in der Wohnstube ahnen. Ein Kessel aus Kupfer steht in einer Ecke der Küche, schwarz und russig, wie der Raum selbst, unter ihm eine Art lose zusammengestellten Ziegelherdes.

Eilen wir der Stubenthür zu. Durch Anziehen eines schmalen Riemchens, an welches die Klinke befestigt ist, öffnet sie sich. Sie ist kunstlos aus Brettern zusammengefügt, die durch Querleisten zusammengehalten werden. In der Nähe der Eingangsthür hängt an der Stubenwand ein thönernes oder zinnernes Weihkesselchen. Ungefähr ein Drittel des Fussbodens, und zwar ausnahmslos derjenige Theil, welcher um den Ofen und um das „Brett" herumliegt, ist entweder mit Stein-, Ziegel- oder Schieferplatten belegt oder ganz roh. Der übrige, hintere Theil der Stube ist mit Brettern gedielt, und zwar sind die Enden der Bretter gegen die Stubenthürseite gekehrt.

Die Decke des Zimmers besteht aus Brettern und Balken. Ein Querbalken, „Rispe" oder „Trååm" genannt, hält die sieben oder acht Längenbalken ab,

sich zu senken oder zu brechen. Bisweilen, namentlich in grösseren Zimmern, wie beim Grossbauern, dem ehemaligen Freihöfer oder Freibauern, d. h. von dem Robot befreiten Bauern, in „Kretschemstuben“ etc. wird der „Trååm“ von einer hölzernen Säule, „Saule“, die sich in der Mitte der Wohnstube befindet, gestützt. Die Lücken, welche zwischen der Decke und dem Querbalken durch das Kreuzen desselben mit den Längenbalken entstehen, dienen zur Aufbewahrung von mancherlei Geräthschatten, als Bohrern, Hacken, Sägen u. s. f. Um die Säule herum schwingen sich zur Zeit des Erntefestes die Paare, wenn nicht auf der Scheuertenne, was das Gewöhnliche ist, getanzt wird*). Eine Stubenmalerei finden wir nicht vor, vielleicht waren die Fensterrahmen oder Fensterläden einst gelb, roth oder blau angestrichen. Die Stube ist ausgeweisst, ein Kehrstreifen ist unten sichtbar. Wir kennen diese Farbe und ihren Ton, es ist „Kääs'lsroom“.

Links von der Thür steht der Kachelofen. Die Seite des Ofens, welche der Wand zugekehrt ist, ist bedeutend breiter. Der Raum zwischen der Wand und dieser Ofenseite bildet die „Hölle“. Die Farbe der Kacheln ist eine auffallende. Am häufigsten trifft man die grüne oder die gelbe. Der Ofen hat in der Mitte eine Art Stufe, welche das „Ofenrändchen“ genannt wird. Dort stehen und standen ehemals Töpfe, ein eisernes Feuerzeug mit Pulverholz, Feuerstein, Stahl, Schwefelfaden, Streichhölzchen etc. Der obere Aufsatz, der Oberofen, ist natürlich kleiner, in ihm befindet sich eine thönerne oder blecherne Röhre

*) Volksthümliches II., S. 269.

(s Riir), um die Speisen zu wärmen. Der Theil unterhalb des Ofenrandes aber ist der zum Kochen gebrauchte. Die Feuerung ist gegen die Thür gekehrt. Die alte Ofeneinrichtung hielt es mit der Feuerung und der Art, die Speisen abzukochen, anders. Der Ofen stand mit den Längenwänden des Hauses parallel, und die Feuerung geschah vom „Hause“ aus. Die Töpfe wurden mit einer Ofengabel in das „Ofenloch“ hineingeschoben. Die Ofengabel wurde mit der einen Zinke durch den Topfhenkel gesteckt, die andere Zinke lehnte sich an den Bauch des Gefässes, um es so im Gleichgewicht zu halten. Die schweren Töpfe machten der Hausfrau viel zu schaffen. Um das Hineinschieben zu erleichtern, bediente man sich bisweilen eines sogenannten Wägelchens (Waaga-la's). Es war das ein hölzernes Gestell, oben mit einer Walze versehen, welche das Fortbewegen der Gabel, an deren zwei Zinken der schwere Topf hieng, mechanisch unterstützte. Das Holzgestell, auf dem der Ofen ruht, ist bisweilen mit Brettern verschlagen und nur eine Art Eingangsloch offen gelassen. Hier ist der Nachtaufenthalt des jungen Federviehes, auch wohl einer Bruthenne, oder einige Kaninchen oder Meerschweinchen werden daselbst untergebracht. Rings um den Ofen, wo er sich nicht an den Backofen und die Mauer anlehnt, sind unmittelbar unterhalb der „Platte“ Ofenbänkchen befestigt. An der Balkendecke über dem Ofen sehen wir Leisten angeschlagen, welche senkrecht nach unten stehen. Das Ende dieser Leisten hat ein Loch, durch welches Stangen gezogen sind. Auf diesem Gerüste hängen nun Weifen, Garn etc.

Der Backofen findet seinen Standort ebenfalls in der Wohnstube, obgleich wir ihn, wie schon gesagt, auch häufig als abgesondertes Backhäuschen in einer gewissen Entfernung vom Gehöfte, in einem lang sich hinstreckenden Gartenwinkel, selbst auf freiem Felde finden. In der Wohnung hat er seinen Platz in derjenigen Stubenecke, welche einerseits von der Küchenwand, andrerseits von der Längenmauer derjenigen Hausseite, welche gegen den Garten liegt, gebildet wird. Er erfüllt seinen Zweck nicht allein dadurch, dass er zum Brotbacken benutzt wird, sondern er hält auch die Stube warm, er dient zur Aufbewahrung des „Wootes“, d. h. der alten Kleider, der „schwarzen“ Wäsche etc. Auch Hacken, Rechen, Dreschflegel etc. finden wir auf ihm. Bisweilen ist in der Hälfte seiner Höhe ein Absatz, welcher zum Aufstellen mannigfacher Geräthschaften benutzt wird.

Unmittelbar neben der Stubenthür rechts befindet sich der „Seiger“ oder „Sääg'r“, eine hölzerne Schwarzwälderuhr mit schweren Gewichten, das Zifferblatt mit irgend einer schlichten Malerei versehen.

Wiederum dicht neben der Uhr befindet sich das Brett (Braat, Toopbraat). Es sieht alten Glasschränken am ähnlichsten. Es besteht aus zwei Theilen, von denen der untere einen Verschluss hat, der obere, aus starken Bretterwänden gebildete, ein offenes Repositorium für Töpfe, Schüsseln, Teller etc. bildet. Die Wände des hinteren Theiles der Stube, von der Thür aus gedacht, sind mit langen Bänken versehen. Zum Sitzen an denjenigen Seiten des Tisches, welche durch diese Bänke nicht begrenzt werden, dienen die „Schemel“. Sie sind mit Ausnahme der Beine aus büchenen

Brettern gemacht. Das Sitzbrett hat keinen Durchbruch. Die Beine sind durch Löcher eingesteckt, die in das Sitzbrett gebohrt sind. In dieses ist die Lehne eingefalzt. Sie ist oben breiter als unten, hat bisweilen ein zierlich ausgeschnittenes Loch und ist an dem oberen Rande geschweift. Die Ecke des Zimmers, in welcher der Tisch steht, ist die belebteste und freundlichste. Der Tisch hat ein Tischblatt von Buchenholz. Die bretterartig platten Beine bilden schiefe Kreuze, welche durch ein Querstück verbunden sind. Die Tischplatte liegt ohne weitere Verbindung auf diesem Gestell.

Wir bemerken noch ein Ritschchen (Ritschla). Es ist das ein Fussschemelchen, auf welches die Hausfrau beim Nähen ihre Füsse setzt. Von anderen Möbelstücken ist vielleicht nur eine „Commode“ vorhanden, ein Kasten mit Schubfächern. Eine „Almer“ ist allenthalben im Vorhause aufgestellt. Man versteht darunter jedes schrankartige Möbel, sei es nun, dass es dazu dienen soll, Brot, Butter, Speiseüberreste etc. aufzunehmen, oder dass es zur Aufbewahrung der Kleider verwendet wird. Im ersteren Falle ist sie niedriger und hat Fächer.

Die Wände des Zimmers sind zwar oft schwarz und rauchrig, doch fehlt selten jeder Bilderschmuck. Dieser besteht meist in Heiligenbildern. Es sind einfache Erzeugnisse der Glasmalerei. Ein Crucifix fehlt niemals. Eine Eigenthümlichkeit mancher Bauernstube ist der Hausaltar. Er befindet sich so ziemlich in der halben Höhe einer Stubenecke, und zwar ohne Ausnahme in der Nähe des Esstisches. In dem Stubenwinkel ist ein hölzernes Brett eingelassen, darüber ist ein gesticktes,

weisses Tüchlein ausgebreitet. Darauf steht ein Crucifix. An den Wänden hängen rechts und links dicht gedrängt Heiligenbilder, nie fehlt das Bild des Erlösers, des hl. Joseph und der hl. Maria. Man betet gewöhnlich das Tischgebet, indem man das Gesicht dem Altare zuwendet.

An der Stubenwand, durch welche die Stubenthür gebrochen ist, und an die links der Ofen und Backofen, rechts das „Brett“ sich anlehnt, finden wir den „Recha“ oder „Gescherrrecha“. Ein schmales Brettchen wird durch eine Stütze getragen. Auf der oberen Seite dieses Brettchens erheben sich in bestimmten Zwischenräumen Sprossen, welche oben durch eine Leiste verbunden sind. Die Hausfrau zeigt dort ihren Reichthum von Zinngeschirren, von Zinnkrügen und Porzellantellern, die sie nur während der Kirmes in Gebrauch hat, oder wenn ein aussergewöhnlicher Gast bewirtet wird. An der schmalen Seite des Brettchens stehen hölzerne Nägel hervor, welche Kaffeekrüge, Töpfe, vielleicht auch eine Baumsäge u. dgl. tragen. Diese ganze Vorrichtung ist uralt, sie ist einfach wie die liebe Natur.

Unmittelbar neben der Wohnstube liegt die Kammer, auch das Stübchen genannt. Die Eingangsthür liegt auf der Gartenseite der Wohnstube, sie ist meist ohne Schloss und Riegel, nur mit einer Klinke versehen. Das schmale Gemach hat zwei Fenster, von denen das eine der Thür gegenüber liegt und das Gartenfenster genannt wird, während das andere in der Giebelfronte des Hauses angebracht ist. Gewöhnlich schlafen in ihr mit dem jüngsten Kinde die Eheleute. Zur Zeit der Hochzeit wird sie ganz ausgeräumt,

nur zwei nette Ehebetten prangen in ihr, jedem Hochzeitsgaste wird sie gezeigt. Später wird dieselbe noch zur Aufbewahrung alter und neuer Kleider, „schwarzer“ Wäsche etc. gebraucht, sie wird dann auch zum Wootplatz. An einer Wand ist bisweilen auch die „Brothänge“ befestigt. Wegen des Aufbewahrens der mannigfaltigsten Gegenstände ist das Gemach meist überfüllt. Alles drängt sich dicht aneinander, Betten, Wäschkörbe, Gebäck, Kuchenbeuten, vielleicht auch ein Dutzend neuer Besen und eine Tonne ungeschlissener Federn. Stets fehlt der Ofen.

Nach Art des Bauernhauses ist in abgelegenen Gebirgsdörfern auch das Wirtshaus erbaut. Nur in der grossen Wohn- und Schankstube, die auch als Tanzsaal dient, fällt uns der Stubenthür gegenüber links in der Ecke eine Brettererhöhung mit einer Art Geländer auf. In der Mitte der Erhöhung steht ein Tisch, um ihn einige Stühle. Es ist die „Kantiine“, der Ort, an dem die oft ausserordentlich monotone Musik angestimmt wird. Die etwas besser eingerichtete Wirtshauskammer hatte früher die Gemeindevertretung als „Gemeindestube“ inne. In ihr wurde die eisenbeschlagene „Gemeindelade“ mit den wertvollsten Papieren der Gemeinde aufgestellt. Den Schlüssel zu derselben bewahrte der Ortsvorsteher In unseren Tagen ist oft die Schule das Rathhaus des Dorfes. Auch haben einzelne Gemeinden ihr eigenes „Gemeindehaus“ gebaut, das freilich niemals sehr gross ist.

Ausser dem Keller, der Wohnstube, der Kammer, der Küche, dem „Hause“ haben wir noch das „Gewölbe“ zu erwähnen. Es war mit Ausnahme des Kellers früher in der That das einzige Gemach im ganzen Hause,

welches gewölbt war. Oft fehlt die Wölbung, doch bleibt der Name, da der Zweck derselbe ist. Dort bewahrt man während des Winters die Milch und die Butter, das Grünzeug und einen Theil der Kartoffeln. Man liebt auf dem Lande dieses Gemach in der häuslichen Einrichtung ganz besonders. Kein Bauer wird bei einem Neubau vergessen, in der Nähe der Küche ein Gewölbe, mit der Thür in's Vorhaus mündend, herzustellen.

Der erste und alleinige Stock, den das Wohnhaus besitzt, theilt seinen Raum in eine ziemlich weite und luftige Hausflur (Träppaflur), in die Gesindekammer, vielleicht in eine „gute Stube“, und in den Rauchfang. In der Treppenflur steht meist die Mangel. Das Treppenloch hat eine Umzäunung. Ueber der Treppenöffnung rückwärts führt eine Stiege auf den Oberboden. Diesen verschliesst eine Fallthür mit einem Anlegeschloss versehen. Links von der Treppenöffnung im ersten Stock gelangt man an die Thür der Gesindekammer. Der Fussboden ist entweder Estrich oder Ziegelpflasterung. Die Thür ist auf die einfachste Weise aus Brettern zusammengeschlagen. Ein Halbfenster, nach dem Hofraum hin angebracht, lässt das Tageslicht herein. Tische und Stühle fehlen. Nur die sogenannten Laden der Knechte und Mägde stehen die Wände entlang. Jede Lade hat inwendig oben, mit dem Rande einer Querseite sich fast ausgleichend, ein sogenanntes „Beikastla“, welches seinen eigenen Deckel hat. In diesem Beikästchen liegen Bänder, Zwirn, Nadeln etc. bunt durcheinander. Der übrige Ladenraum wird von Kleidern ausgefüllt. Ausser den Laden gibt es in der Kammer noch ein breites Bett. In ihm schlafen

die Mägde. Da das Stübchen keinen Ofen hat, so erlaubt man ihnen höchstens im strengsten Winter im Kuhstall oder auf dem Backofen zu schlafen.

Unmittelbar am Treppenloch rechts führt eine Thür in die sogenannte „gute Stube“. Der Fussboden ist unvergleichlich besser, als in irgend einem anderen Gemache des Wohnhauses. Wir finden ein Paar Betten hochaufgethürmt, einen Tisch und einen Schrank. Ein halbes Dutzend Stühle neuerer Façon stehen die Wände entlang. An den letzteren sehen wir mehrere Bilder befestigt, die religiöse Gegenstände darstellen, bisweilen auch zwei oder drei Crucifixe, gekauft auf dem Markte irgend eines Wallfahrtsortes. Den Kindern des Hauses ist das Zimmer eine Art Heiligthum. Es ist für sie eine Wonne, die Mutter zu begleiten, wenn sie mit dem Schlüssel das Gemach öffnet. Die „gute Stube“ ist augenscheinlich eine Einrichtung der neueren Zeit, ursprünglich wurde sie durch das im Erdgeschosse befindliche Stübchen (die Kammer) vertreten, und ihr Raum gab die Gesindekammer ab.

Wenden wir uns auf der Flur gegen diejenige Wand derselben, welche gegen den Hofraum liegt, so erblicken wir abermals eine Thür, die Publaatschenthür. Die „Publaatsche“ (slav. pavlač) oder „die Altane“ ist ein Geländergang, welcher auf der Grenzscheide zwischen dem ebenerdigen Theile des Hauses und dem ersten Stock sich befindet und die ganze Längenseite der Hoffronte des Hauses oder doch dreiviertel Länge derselben einnimmt. Der Altan ist vollständig Holzarbeit mit meist sauber geschnitzten Geländern und Säulen. Die Bauart des Daches begünstigt die Anlage desselben. Die Dachbalken des Gebäudes ragen nämlich mitunter

gegen drei Ellen aus dem Mauerwerke heraus und bilden eine Art Schutzdach, welches, da es den Regen vom Hause fernhält, das Traufendach oder kurzweg die Traufe (Trååfe) genannt wird. Der Bereich, von dem die Traufe den Regen fernhält, ist fast ausnahmslos mauerartig erhöht und öfter mit Steinplatten belegt. In den Dörfern des Odrauer und Jägerndorfer Gerichtsbezirkes heisst dieser erhöhte Platz die „Gredel", in den übrigen Bezirken das „Rändchen" (s Rändla). Bisweilen wird die Hausthür durch einen hölzernen Vorbau, in welchen eine „Gatterthür" führt, gegen die Einflüsse der Witterung geschützt, und führt daher den Namen Laube (Laabe).

Wir haben bereits die Treppe erwähnt, welche durch eine Fallthür auf den Oberboden führt. Dieser dient vorzüglich als Schüttboden für das Getreide. Dort werden auch die Flachs- und Mehlvorräthe aufbewahrt. Der Raum ist übrigens so gross, dass Truhen (Truug'l, Truune), Laden, Kasten, Spinnräder, Mulden, Schwingen, altes Eisen etc. daselbst ihren Platz finden. Der mit Brettern verschlagene Giebel hat ein Fensterchen, welches oft nur mit einem Strohwisch verstopft ist.

Von dem Vorhause aus führt, wie wir wissen, eine Thür in den Pferdestall. Eine zweite Thür des Stalles führt unmittelbar in den Hof. Sie wird durch einen quer über die ganze Breite derselben gehenden Balken geschlossen. Bretter auf Querbalken bilden die Decke. Die bedeutendere Höhe macht den Raum luftig. Die männlichen Dienstboten schlafen das ganze Jahr hindurch im Pferdestalle, u. z. in der sogenannten „Krechze". Es ist das eine Art breiten Bettes mit sehr

hohen Stollen, wahrscheinlich um vor etwa sich losreissenden Pferden gesichert zu sein. Die „Krechze" steht gewöhnlich neben dem Futterkasten, so dass man diesen als Stufe benutzt, um in das olympische Bett zu gelangen. Rings um die „Krechze" sind Nägel eingeschlagen, woran der „Kroom", die Kleidungsstücke der Dienstboten, und der „Plederschwanz" hängen. Dieser ist ein mit einem Griffel versehener Pferdeschwanz, der dazu dient, die letzte Reinigung an den Pferden vorzunehmen, nachdem sie „kadaatscht" und gestriegelt worden sind. Striegel und „Kadaatsche" (slav. kartač) liegen auf dem Futterkasten.

Der Kuhstall ist fast viereckig, während der Pferdestall mehr länglich ist. Gegen die Mitte stützen eine oder zwei Säulen das Deckgerüste. Im Kuhstall finden wir auch die Hühnerbühne. An der Aussenmauer führt ein Hühnersteig (die Hühnersteige) durch das über der Kuhstallthür angebrachte Hühnerbühnenloch in die Bühne. Dieser Steig ist ein Brett in gleichen Zwischenräumen mit schmalen Leisten beschlagen. Das Äussere dieser Partie des Bauernhofes hat etwas recht Anmutendes.

Gedeckt sind Wohnhaus und Stall mit „Schaab'n". Eine Schaube besteht aus einzelnen Strohwischen, welche an einem Stock aneinander gereiht sind. Die Unterseite wird mit Lehm bestrichen, worauf man sie trocknen lässt. Diese Schauben werden an der Dachlatte rechts und links mit Strohbändern befestigt. Häufig auch finden wir die Schindelbedachung. In neuester Zeit hat das Schauben- und Schindeldach dem Schieferdach weichen müssen. Dort, wo der Schiefer theurer ist, vertritt ihn das Flachwerk (Flachwrich).

An das Wohnhaus anknüpfend wollen wir das Ausgeding- oder Auszugshäuschen beschreiben. Zuweilen fehlt es wohl und wird, besonders bei Kleingrundbesitzern, von einem Auszugsstübchen vertreten. Das Auszugshaus hat nur das Erdgeschoss mit niemals mehr, als zwei bewohnbaren Zimmern und vielleicht einer Art Gewölbe. Das Dach ist mit sauberem Schiefer oder mit Flachwerk gedeckt. Die Zimmereinrichtung des Auszugshäuschens ist dieselbe, wie die der Wohnhausstube. Vielleicht sind die Möbel roth angestrichen. Der Boden ist der Aufbewahrungsort des Auszugsgetreides und des Flachses; denn Spinnen ist neben der Bewartung ihrer beiden Kühe noch jetzt eine liebe Beschäftigung der Auszüglerin. Um der Gewohnheit des Arbeitens willen bedingt sich der Auszügler mit dem „Auszuge“ auch ein „Auszugfleckchen“, d. h. ein Stück Landes, welches ihm ganz zur Verfügung steht. Das bestellt er nun, und er wird keinen Sonntag, keinen Wochentag es versäumen, dasselbe zu umgehen und an dem Gedeihen seiner kleinen Schöpfung sich zu erfreuen. Grosse Theilnahme schenkt er auch der Wirtschaft seines Sohnes. Meist wird er nun milder und freundlicher. Die Enkel sehen ihn gern und spielen mit seinen weissen Locken; denn selten kömmt er aus der Stadt zurück ohne eine „Miitebrenge“ in den weiten Taschen seines blauen Rockes.

An das Auszugshaus stösst der Schoppen, und zwar hat er seine Lage gegen die Scheuer im Hintergrunde des Hofes. Der Schoppen ist, wie bekannt, ein nach aussen durch eine Mauer verschlossener, nach dem Hofe zu aber offener Raum mit einem Dache darüber, welches vorn und in der Mitte von hölzernen

Säulen getragen wird, die, um vor Fäulnis gesichert zu sein, auf grossen Steinen ruhen. Der Dachraum des Schoppens wird mit den Stroh- und Heuvorräthen gefüllt. Eine Art Thüröffnung führt auf die Hofseite hinaus.

Die Scheuer ist mit Balken- oder Lehmpatzenwänden aufgeführt. Das Dach ist aus Schauben oder Schindeln. Bei dem Grossbauern hat die Scheuer ein Vorderthor und ein Hinterthor, jedes mit zwei Flügeln. In dem einen Flügel des Thores, welches in den Hofraum geht, ist eine kleine, für sich verschliessbare Thür eingefügt, das Scheuerthürchen (Scheintiirla) genannt. Die Tenne findet sich vereinzelt noch aus starken Tannenbohlen gebildet. Mehrfach hat die Dreschmaschine sich Eingang verschafft, sonst ist die Lehmtenne wohl auch häufig anzutreffen. Bei Herrichtung derselben wird eine Quantität Lehmes auf dem Tennenraum in gleicher Höhe ausgebreitet. Auf diese Lehmschicht wird Rindsblut oder Adelsjauche gegossen. Diese sickert ein und macht den Estrich fester. Nun wird die ganze Masse mit einer „Lehmplatsche“ geschlagen, um ihr eine grössere Dichte zu geben. An den Längenseiten ist die Tenne mit einer Bretterwand von ungefähr zwei Ellen Höhe eingefasst. Die Eintheilung der Scheuer in Tenne und Banse ist bekannt. „Gealdert“ (g'aat'rt) wird bis an die Giebelspitze, nachdem man die Balken, auf denen die Sparren stehen, über der Tenne mit Brettern belegt hat.

Wir haben nun ein ungefähres Bild eines alten Bauerngehöftes entworfen. Nehmen wir die Baulichkeiten eines Gärtlers in Augenschein. Sie bilden meistens nur ein einziges Gebäude. Dieses enthält an der einen

Giebelfronte im ebenerdigen Theile Stube und Kammer. Der entgegengesetzte Haustheil ist die kleine Scheuer. Zwischen dem Wohngelass und der Scheuer befindet sich der Kuhstall. Dieser und die Hauswohnung treten durch eine Thür in Verbindung, so dass man, wie im Bauernhause, aus dem Stalle gleich in das Vorhaus gelangt. Um den ganzen Besitz zieht sich ein Zaun, um die Düngergrube, die Ackergeräthe, das Federvieh und ein kleines Gärtchen abzuschliessen. Um im Winter grösseren Schutz vor dem Wetter zu haben, besetzt man von aussen die Wände mit Reisigbündeln, die durch Stangen an der Wand festgehalten werden. Auch das Hausrändchen, die „Publaatsche“ und die Laube treffen wir bisweilen. Unter dem vorspringenden Dache hängen oberhalb der sehr kleinen Fenster die Feuerleiter und der Feuerhaken an gekrümmten Holzästen, ebenso die Raupenschere. Der Abtritt ist vor dem Miste, mit der Thür dem Hause zugekehrt. Auf ihm steht ein grosser Napf mit der heilenden und Unglück abwehrenden Hauswurzel*).

Der Häusler hat eine noch viel beschränktere Hütte. Den Ziegenstall ausgenommen hat er das Gebäude nur für menschliche Wohnungen hergerichtet. Ein kleines Stübchen bewohnt er selbst, die übrigen Räumlichkeiten sind vermietet. Hier tritt uns die möglichste Bedürfnislosigkeit entgegen, darum treffen wir nichts, was uns nur irgend interessieren könnte. Das Dach ist womöglich noch niedriger, die Fenster noch kleiner. Gewöhnlich finden wir einen kleinen Garten mit Weiden dicht umpflanzt. Die Weiden werden

*) Vergl. Volksthümliches II., S. 241 f.

jedes dritte Jahr „bekoppt“ und liefern dann eine gute Tracht Brennholz.

Spuren architektonischer Schönheiten in und an diesen alten Gebäuden gibt es nicht, es wäre denn etwa, dass die Rückenlehnen der Holzstühle einigen Sinn für eine schönere Form verriethen. Die Läden, womit die kleinen, unförmlichen Fenster geschlossen werden, weisen die einzigen Spuren von Malereianfängen an den Bauten dieser Leute auf. Meist bedient man sich hiezu recht greller Farben, besonders der rothen und blauen. Im übrigen trägt an den Gebäuden alles den Stempel der Zweckmässigkeit und Nützlichkeit.

Wir haben als zur ländlichen Bauernwohnstätte gehörig die Beschreibung des Gartens nachzutragen. Wir unterscheiden je nach der Bestimmung den Obst-, den Gemüse- und den Blumengarten. Der Obstgarten wenigstens fehlt niemals bei der schlesischen Bauernwirtschaft. Er ist zugleich Grasgarten, das Areal beträgt ungefähr einen Metzen Aussaat. In einer Ecke desselben treffen wir zwei oder drei Bienenstöcke, vielfach nur ausgehöhlte Holzstämme.

Wir haben bereits früher gesehen, dass das Obst ein wichtiges Nahrungsmittel bildet. Der Landmann liebt seinen Garten, er ist ein Ort der Erholung für ihn. Dort befindet sich an der Hauswand eine Bank. Vier Pfählchen tragen ein Brett. Auf ihr treffen wir an jedem heiteren Sommerabend die Familie versammelt. Man freut sich des Wachsthums jedes einzelnen Stämmchens und beobachtet mit Theilnahme das fortschreitende Emporstreben desselben. Das Einernten des Obstes ist für den Schlesier die Weinlese des Südens. Eine gewisse, wenn auch massvollere Fröhlichkeit

herrscht bei dieser Gelegenheit immer. Es jubeln die Kinder, und der beste Kletterer feiert seinen Triumpf.

Heut zu Tage sind die meisten Gärten umzäunt. Wir finden einen lebendigen Zaun oder einen Staketenzaun, am häufigsten aber eine Mauer um dieselben. Das Ländchen ist gebirgig und felsig. Darum sind Steine das jederzeit bereit liegende Material. Sie werden bei Herstellung der Gartenmauer meist lose ohne Bindungsmittel aufeinander gelegt. In früherer Zeit war der Garten nicht eingefriedet oder doch nur sehr leicht. Im tieferen Gebirge ist derselbe noch jetzt für den Fussgänger passierbar. Der Besitzer macht ihm keinen Vorwurf, wenn er das herabgefallene Obst aufliest, um sich in der sommerlichen Glut zu laben.

Der Garten liefert dem Klima gemäss Birnen-, Apfel-, Kirschen-, Pflaumenfrüchte. Die grosse, veredelte Kirsche wird in einzelnen Bezirken, z. B. im Jägerndorfer, mit vielem Erfolge gepflanzt. In Gebirgsdörfern aber gibt es selbst jetzt noch nur eine Vogelkirsche und eine Sauerkirsche. Als bei uns vorkommende Apfelarten sind hervorzuheben der Borsdorfer- oder Maschanskerapfel, der Bitter- und der Bittersüssapfel, der Burgunder-, der Butter- oder Schnittapfel, der Citron-, der Gerst-, der Glas-, der Holzapfel, der Jungfern-, der Kirsch-, der Krautapfel, der „Kremmich‘, oder „Kremmlich“, der Principal-, der Pfundapfel, die Gold-Renétte und Grau-Renétte (Lederapfel), der Sauer-, der Süssapfel, die Schafsnase, der Spitzapfel, der „Späldrich“, der Stettinerapfel und der Weinling. Von Birnenarten sind zu nennen die Bergamotte, die Bartolomäibirne (Bort'lsberne), die Blut-, die Bock-, die Butter-, die Eisenbartbirne (Jiseboortberne), die Feigen-

birne, die Fürsten- oder Würstelbirne, die Gelb-, die Glasbirne, die Grautschke oder Buschbirne, die Gries-, die Gurken-, die Hafer-, die Honig , die Jakobibirne, die Jungfern-, die Kaul-, die Kirmes-, die Muscatellerbirne, die „Plansche“ (Kaiserbirne), die Pfund-, die Regensburger-, die Salzburger-, die Schneide-, die Tafel-, die Wein-, die Winter-, die Würgebirne, die Zucker- und die Zwiebelbirne. Im Jauerniger und Weidenauer Gerichtsbezirke treffen wir den Nussbaum nicht selten. Veredelt werden die Bäumchen im März und im September. Auch das Setzen findet in diesen Monaten statt. Veredeln können von älteren Landwirten nicht wenige. Meist aber besorgt es der Schulmeister des Dorfes oder irgend ein Ortsbewohner, von dem man sagt, dass er beim Veredeln das meiste Glück habe. An der Gartenmauer, oft auch vor dem Gehöfte finden wir die Linde und die Eberesche nicht allein ihres Schattens wegen, sondern auch deshalb, weil sie zur Arzneikunst unseres Volkes in Beziehung stehen. Aus dem letzteren Grunde werden in einem Winkel des Gartens auch einige Holundersträuche gehegt. Es sei hier bemerkt, dass auch der gemeine Flieder, den wir oft genug im Garten unseres Bauern treffen, allgemein Holunder genannt wird.

Gedenken wir noch des Volksglaubens, insofern er mit dem Obstgarten des Schlesiers im Zusammenhange steht. Die Erstlinge junger Bäume dürfen entweder gar nicht abgenommen werden, oder es geschieht durch Kinder, die man auf den Arm nimmt, damit sie rücklinks übergreifend das Obst abnehmen. Blüht ein Baum während eines Jahres zweimal, so zeigt das den Tod eines Mitgliedes der Familie an. Stirbt der Be-

sitzer, so verwelken und verdorren oft die Bäume des Gartens*). Die treuen Bäume! Dieser schöne Glaube liefert einen neuen Beweis, wie innig der Landmann mit der ihn umgebenden Natur zusammenhängt, welche traute Freundschaft er mit ihr geschlossen hat.

Obst- und Gemüsegarten befinden sich nicht immer unmittelbar nebeneinander, denn der Gemüsegarten braucht mehr Sonne und Licht. Doch weist man ihm immer einen Platz in der Nähe an. Ein Theil desselben wird ausschliesslich dazu benützt, für das nächste Jahr darin Wasserrüben- und Runkelrübensamen heranzuziehen. Die Wurzeln werden während des Winters im Keller aufbewahrt, um sie vor gänzlichem Welken zu schützen. Im Frühjahr werden sie in die wohlgedüngte Erde gesetzt, und dann treiben die Stengel hoch empor und sind bald reich mit der gelben Blüte bedeckt. An diese Partie schliesst sich nun das eigentliche Gemüse. Mohn, Möhren, Petersilie, Zwiebeln, Knoblauch ausgenommen nimmt nie ein Gemüse ein Beet allein ein. Gurken, Salat, Kohlrabe, Sellerie, Pastinak sind in Reihen darauf vertheilt. Schnittlauch, Rettiche, Dill und Kümmel werden selten im Garten fehlen. Der Einfriedung des Gemüsegartens entlang sind Johannisbeeren (Riiwisl) und Stachelbeeren (Rauhbeeren) gepflanzt.

An den Gemüsegarten schliesst sich meist der Blumengarten an; doch finden wir ihn häufig auch abgesondert an der Giebelseite des Hauses, welche der Strasse zugekehrt ist. Er fehlt selten bei der Hütte des Armen, nie bei dem wohnlichen Hause des reichen Bauern. Die Pflege des Obstgartens liegt dem Hausherrn, die des Gemüsegartens ganz vorzüglich der Haus-

*) Vergl. Volksthümliches II., S. 271 f.

frau ob. Den Anbau und die Pflege des Blumengärtchens übernimmt, wie denn der zarteste Sinn dazu gehört, die Tochter des Hauses. Sie braucht die Blumen als Haarzier, sie bindet ihrem Schatz eine „Riche“ oder einen „Schmecker“, mit einem Kranze schmückt sie die nahe Kapelle, die fromme Stiftung eines Ahnherrn. Du kannst auch aus dem Umfange des Gärtchens und aus der Mannigfaltigkeit der Blumen auf die grössere oder geringere Zahl der jüngeren weiblichen Bewohner des Hauses schliessen. Die Blumen, welche wir wahrnehmen, sind schlicht, schlicht wie die Sitten derjenigen, welche sie pflanzten. In der einen Ecke finden wir Rosensträuche. Die vielknospige und lang blühende Aster überzieht den Garten mit ihren vollen, prächtigen Sternen. Das Liebstöckelkraut mit der sterngelben Blüte, der Eisenhut, der Goldlack, das Nachtveilchen, das Stiefmütterchen und die Nelkenarten reihen sich den vorangehenden an. Besonders liebt man die Lilienarten, die Märzbecher *(N. Pseudonarcissus)*, die Pfingstrosen *(Aploonie, Biwunke)*. Mehrere der Blumenarten müssen seit undenklichen Zeiten die Gärten unserer Landleute schmücken. Die deutsche Liebe und Treue zum Ueberkommenen bewahrt sie als ein theures Vermächtnis der Altvordern. So sind die Pappelrose und die Ringelblume *(Calendula officinalis)*, vom Volke Ringelrose genannt, uralte Zierpflanzen unserer Bauerngärten. Ausserdem finden wir im Blumengarten Gewächse, welche mit der Volksheilkunde in Verbindung stehen. Man will sie zum augenblicklichen Gebrauche bei einer Krankheit zur Hand haben. Sie stehen theils abseits bei einer Mauer, theils sind sie unter den mancherlei Blumen geduldet oder schmuggeln sich selbst ein.

Wir treffen den Bertram, den Eibisch, den Fuchsschwanz *(Amarantus caudatus)*, die Krausemünze, die Pfeffermünze, die Melisse, den Salbei, den Thymian *(Thymus vulgaris)*, die Weinraute, den Wermut, den Ysop etc.

Es bleibt uns noch die Aufgabe, einige Worte über alte volksthümliche Kirchenbauten anzufügen. Wir begnügen uns, die Standinger und die Taschendorfer Holzkirche einer näheren Betrachtung zu unterwerfen*).

Standing (Studenka) liegt im südöstlichsten Theile Schlesiens dicht an der Gränze Mährens, eine Stunde von Wagstadt an der Kaiser Ferdinands-Nordbahn. Die Kirche daselbst gehört zum Wagstädter Decanate St. Bartholomäi und ist diesem Heiligen selbst geweiht. Sie hat einen steinernen Grundbau, auf welchem sich die Holzwände erheben. Diese sind quer aufeinander gefügt und greifen dort, wo sie Ecken bilden, durch Falzen ineinander. Die Höhe der Kirche ist mässig, wie die einer gewöhnlichen Dorfkirche, wenn wir die Dachhöhe dazu nehmen. Das Dach ist steil ansteigend und hat insofern eine Ähnlichkeit mit den Dächern der Holzhäuser in unserem Ländchen. Ist diese Eigenthümlichkeit ein Rest der gothischen Bauart, oder ist sie schon überhaupt durch die Festigkeit und Zweckmässigkeit der Construction des Holzbaues bestimmt? Es mögen beide Vermuthungen in die Wahrheit hineingreifen.

Der Thurm ist von eigenthümlicher Construction. Er erhält sich anfangs bis zur Hälfte der Kirchenmauerhöhe senkrecht, und dieser Theil desselben

*) Näheres über Holzkirchen in Schlesien bietet des Verfassers Aufsatz in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, Wien 1872, S. 39 ff.

gehört seiner inneren Räumlichkeit nach mit zum Kirchenraume. Von hier an steigt er nach drei Seiten pyramidal, die vierte lehnt sich an das Kirchenschiff an. Bis zur halben Dachhöhe emporgeführt trägt er eine über die Thurmseite ziemlich vorstehende Glockenstube, welche im Gegensatze zu den pyramidalen Thurmwänden, welche mit Schindeln bekleidet sind, von aussen eine Bretterverkleidung hat, die an dem unteren Rande zackig ausgeschnitten ist. Thurm und Dachstube haben kleine viereckige Fenster. Glockenstube und mit ihr der Kirchthurm decken sich von oben durch ein vierseitiges, ziemlich flach pyramidal zusammenschliessendes Dach mit Knopf, Wetterfahne und Kreuz. Der Thurm, der füglich allein stehend gedacht werden könnte, das Schiff und das Presbyterium bilden dem Plane nach einen Kreuzriss, der factisch auch in die Wirklichkeit übergieng, indem der senkrecht stehende Theil des Thurmes in den eigentlichen Kirchenraum einbezogen wurde.

Sonst besteht die Kirche ihren Theilen nach selbstverständlich aus Schiff und aus Presbyterium. Das Presbyterium ist der Dach- und Mauerhöhe nach von der Dach- und Mauerhöhe des Kirchenschiffes nicht verschieden. Nur die Seitenwände des Presbyteriums springen der Breite des Schiffes nach stark einwärts, rechts und links ungefähr um ein Viertheil der Schiffsbreite. Die Giebelseite des Presbyteriums ist dreiseitig und ebenso das dem Schiffe zu zurückgebogene Dach. Die Grenzscheide zwischen Presbyterium und Schiff trägt ein kleines durchbrochenes, mit einem Glöckchen versehenes Thürmchen. Das Presbyterium hat ungefähr ein Drittheil des Flächenraumes des Kirchenschiffes.

Das Kirchenschiff oder Langhaus hat die Gestalt eines länglichen Viereckes von edlem Verhältnisse an und für sich und zum Presbyterium. Durch die Mitte der südlichen Dachseite des Schiffes führt der Haupteingang, der sich hallenartig weit vorstreckt, und dessen Dach über der Thür kegelförmig sich abrundet. Von zwei Nebeneingängen führen südlich der eine in's Presbyterium, der andere in den Thurm.

Rings um die Kirche läuft ein hölzerner Vorbau, dessen Dach bis zur halben Kirchenmauerhöhe und beim Presbyterium darüber hinaus ziemlich schroff hinanragt. Er wird von hölzernen Stützen getragen, welche freistehen und nur da mit Brettern verschlagen sind, wo man einen bestimmten Zweck damit verband, so an einem Theile des Vorbaues auf der Südseite. Der Vorbau hat ohne Zweifel den praktischen Zweck, die dem Holzwerke verderblichen Witterungseinflüsse abzuhalten, in zweiter Linie den Mauern zur Stütze zu dienen. Diese Vorbaue sind im hohen Norden zu weiterer Anwendung gelangt und bilden einen wesentlichen Theil der Architektonik der norwegischen Holzkirchen.

Eine andere Eigenthümlichkeit der Staudinger Kirche bildet die Bedachung, beziehungsweise die Bekleidung der Kirchen- und Kirchenthurmseiten mit Schindeln bis zur äussersten Höhe des Vorbaudaches.

Die Sacristei ist an der Nordseite dem Presbyterium angebaut und klein, so dass das Dach derselben wenig über das Dach des Vorbaues erhoben ist und mit diesem so zu sagen fast in eines verläuft.

Das Innere der Kirche wird durch sieben, regelmässig angebrachte viereckige Fenster genügend erleuchtet. Sie hat eine Balkendecke mit Brettern

verschlagen, und ist die Decke des Presbyteriums und des Schiffes von derselben Höhe. Wir zählen drei Altäre, einen Hauptaltar St. Bartholomäo geweiht und zwei Neben-Altäre an den schmalen Querwänden des Schiffes, um welche sich dieses nach aussen räumlicher, als das Presbyterium ausdehnt. Der Seiten-Altar an der Südseite ist „Maria hilf“ geweiht“, der auf der Nordseite dem heil. Johannes von Nepomuk. Das Kirchenschiff ist nicht wie bei den Holzschiffen des Szathmarer Bisthums durch eine schmale Zwischenwand der Länge nach in zwei Hälften getheilt, worin die Männer und Frauen gesondert die Zeit der Andacht zubringen. Nur eine Reihe Bänke ist aufgestellt, welche sich bis hinten in den Thurm über der Glockenstube ziehen. Der Musik-Chor ruht auf 4 Holzsäulen von einfacher Schnitzarbeit. Rechts und links läuft von dem Hauptthore ausgehend ein Seiten-Chor von der gleichen Höhe wie der Haupt-Chor. Die Geländerstäbe sind zwar einfach, doch recht nett abgedreht. Die auf der Decke befindlichen Malereien zeigen in ihrer Einfachheit und kunstreichen Verschränkung von einem einigermassen ausgebildeten Geschmack. Die Holzverzierung der Kanzel ist ebenfalls bei aller Einfachheit geschmackvoll. An der Kanzel sind auch zwei Wappen angebracht, wovon das eine zwei Hirschgeweihe, das andere ein Rad enthält.

Die Kirchenthürme enthalten vier Glocken, eine grosse Anzahl für eine kleine Kirche. Drei davon trägt der Hauptthurm, und zwar zwei grössere und eine kleinere. Ein anderes kleines Glöckchen befindet sich in dem kleinen Dachthürmchen. Zwei Glocken haben die Sprüche und Jahreszahlen: O rex gloriae veni cum pace 1517 und Jesus Nazaren. rex Jud. 1519.

Die erste Renovation der Kirche soll im Jahre 1613 mit der Ausbesserung des Schiffes geschehen sein. Aus dieser Zahl, die auch an der Kanzel angebracht ist, liesse sich vielleicht der Schluss ziehen, dass die an den Glocken angebrachten Jahreszahlen so ziemlich richtig die Zeit der Erbauung der Kirche anzeigen. Man kann nämlich wohl annehmen, dass die Dauer eines Holzbaues, ohne dass er eine Reparatur braucht, ungefähr 100 Jahre seien. Rechnen wir nun 100 Jahre von der Zeit der ersten Reparatur zurück, so fiele das Jahr der Erbauung mit den Jahreszahlen an den Glocken so ziemlich zusammen. Eine zweite Ausbesserung wurde im Jahre 1846 vorgenommen, sie betraf den Thurm, der um ein Bedeutendes verkürzt wurde. Die Glockenstube begann früher erst über dem Grat.

Die Kirche zu Taschendorf, einem etwa eine halbe Meile von Odrau entfernt liegenden Dörfchen, zeigt eine übereinstimmende Bau-Technik mit der Staudinger. Der wichtigste Unterschied zwischen beiden Kirchen liegt darin, dass die Erbauer der Staudinger Kirche das Dach des Presbyteriums mit dem des Schiffes verschmolzen haben, und dass der Taschendorfer Kirche der Vorbau fehlt. Eine eingehendere Betrachtung der letzteren Kirche wird geringfügigere Abweichungen weiter hervorheben, die Ähnlichkeit aber vollkommen feststellen. Der Thurm hat dieselbe Gestalt. Er läuft von drei Seiten pyramidal nach oben zu, trägt dieselbe lothrecht aufgesetzte Glockenstube mit pyramidalem, flach zusammen laufendem Dache.

Der Haupteingang befindet sich nicht, wie es bei der Staudinger Kirche der Fall ist, an der Mitte der südlichen Langwand des Schiffes, sondern an der

westlichen Stirn-Front des Thurmes. Das Parterre des Thurmes bildet also eine Art Vorhalle, durch die der Haupteingang führt. Der Thurm gewinnt mit dem der Staudinger Kirche dadurch an Ähnlichkeit, dass er seiner ganzen Länge nach mit Schindeln eingedeckt ist, mit Ausnahme der Glockenstube, welche mit Latten verschlagen ist und ebenfalls die übereinstimmendste Ähnlichkeit mit jenem des Staudinger Thurmes hat. Das Schiff ist vom Presbyterium, wie schon oben bemerkt wurde, durch die Trennung ihrer Eindachung verschieden. Das Presbyterium ist bedeutend niedriger, auch die Langwände desselben springen ein bedeutendes Stück ein. Die Giebel-Front hat die drei Seiten eines Octogons, welche sich auf das Dach fortpflanzen. Der dreiseitige Giebel lehnt sich wie bei der Staudinger Kirche zurück.

Das Dach des Presbyteriums und des Schiffes ist ebenfalls sehr steil. Die Wände sind der Staudinger Kirche gegenüber niedriger, und das Holzwerk ist mit einem Kalkputz versehen. Dies mag darin seinen Grund haben, dass man es dadurch vor allzu grosser Fäulnis schützen wollte. Wir finden also hier den Anwurf statt des Vorbaues dagegen angewandt.

Auf dem untersten Ende des Schiffes nach Osten reitet ein zweites kleines Thürmchen mit ziemlich steil anstrebendem Dache. Man könnte es schlank nennen.

Die Sacristei befindet sich auf der Nordseite und lehnt sich an das Presbyterium. Sie ist ein für sich bestehendes Gebäude mit vollkommen ausgebildetem Dache. Die Wände tragen ebenfalls den Kalkanwurf. Der Riss bildet ein Viereck von der grössten Regelmässigkeit.

Die Kirche liegt inmitten des Friedhofes, den eine Steinmauer mit zwei Eingängen umgibt. Was das Alter der Kirche anbelangt, so liegen nur ungewisse Andeutungen vor. Den einzigen Anhaltspunkt in dieser Beziehung gewährt die auf einem Schrank befindliche Jahreszahl 1521.

Beide Kirchen machen von aussen ihres Ebenmasses und ihrer dunklen Holzmasse wegen, von innen um ihres wohlbenutzten, ebenmässig construierten und traulich zusammenrückenden Raumes willen einen wohlthuenden doch ernsten Eindruck, dem die Empfindung der ehrwürdigen Alterthümlichkeit sich zugesellt. Wir verlieren in der That, wenn einst alle diese Bauten abgebrochen sein werden, ein gut Stück eigensten Volksthums, der Kunstäusserung des Volkes.

Vollständig modernisiert sind also unsere Wohnhäuser, Kirchen und sonstigen Baulichkeiten noch nicht, wenn auch das Alterthümliche oft nur noch spärlich durchlugt. Vielseitig macht sich auch der veränderliche Zeitgeschmack geltend, und das Ursprüngliche stellt sich uns oft nur in wenigen Andeutungen dar. Es tragen unsere Wohnungen eben denselben Wechsel der Zeit an sich, wie die Kleidung unserer Landleute.

Die Kleidung.

Die alte Kleidertracht des Bauernstandes unseres Ländchens erweist sich, soweit wir Reste vor uns haben, als ein Nachzügler einer früher allgemeinen, städtischen Mode. Warum aber wählten die untern Stände gerade

diese Art der Kleidung? Es erklärt sich das vielleicht dadurch, dass mit der freiern Entwicklung des Bauernstandes ein allgemeiner Umschwung des gesammten äussern Lebens eintrat, der sich auch auf die Kleidung erstreckte, die dem Städter entlehnt vom conservativen Bauer beibehalten ward. Indem wir uns unsere schlesischen Trachten näher zu bringen suchen, beginnen wir mit der Kleidung der Jugend.

Sollte ein Kind getauft werden, so wurde es stattlich herausgeputzt. Man zog ihm ein mantelartiges Röckchen an aus einem geblümten Stoffe, dessen Grundfarbe in's Blaue schlug. Auf den Kopf bekam der Täufling ein Häubchen. Bei den Armen wurde Kattun, bei den Reichen Seide dazu verwendet. Das weisse Häubchen wurde dann noch mit Goldflittern geputzt. Dieses Häubchen war ein Familienstück, auf welches man sehr viel hielt. Es vererbte von Glied zu Glied. Um den Hals erhielt das Kind ein mit Spitzen besetztes Tüchlein. So ward der Täufling in ein Schnürbettchen gelegt, dessen Ziche ebenfalls aus einem geblümten Stoffe verfertigt war. Dieser geblümte Bettüberzug hiess die Taufziche und vererbte wie das Taufhäubchen. Von der Geburt bis zum dritten Jahre trägt das Kind auch ein sogenanntes „Lellscherzla“, Zweck und Gestalt derselben entsprechen unserm jetzigen Barttüchchen.

In den ersten Jugendjahren unterscheiden sich die beiden Geschlechter in der Kleidung nur wenig von einander, denn sowohl das Mädchen wie der Knabe tragen ein Kleidchen, das bis an die Knöchel geht. Die Aermel des Kleidchens bedecken die Arme bis an's Handgelenk. Der Stoff dazu ist Leinen oder Kat-

tun, bei den Reichen Tuch. Den Kopf bedekt bis zum vierten Lebensjahre eine Haube aus Linnen, stark gefüttert. Doch tragen die Knaben auch wohl, um sich in etwas von den Mädchen zu unterscheiden, ein Mützchen oder Käppchen aus Tuch mit verbrämtem Rande. Mit dem dritten oder vierten Jahre bekommt der Knabe Hosen; doch kommen Fälle vor, dass Knaben über das fünfte, ja über das sechste Lebensjahr hinaus das Kleidchen tragen. Das lange Tragen des bequem anliegenden Kleidchens erweist sich jedenfalls als besonders günstig für die Ausbildung des Körpers. Ueber dem Kleidchen tragen die Mädchen insbesondere über der Brust gekreuzt ein Tuch, auf dem Rücken in einen Knoten geschürzt.

Die ersten Hosen, die der Knabe erhält, sind „Schlitzlahoosa“ oder „Laiblahoosa“. Sie vereinigen in sich Aermel, Leib und eigentliche Hosen. Die ganze Rückenseite kann aufgeknöpft werden, es befindet sich dort ein „Schlitz“.

Vom achten oder zehnten Jahre an erhält der Knabe schwarz gefärbte Lederhosen. Sie sind aus Ziegenfellen, und zwar fast ausschliesslich aus Bocksfellen. Die Lederhose hatte früher vorn einen Latz, einen viereckigen Lappen, der von einer Hüfte bis zur andern reichte. Er hiess auch Hosenkaffer, Kaffer, Hosenthürchen. Die „Beinliche“, die Hosenbeine sind gegen den Fuss hinab immer enger und werden über den Knöcheln mit Riemchen zusammengebunden. Ferner trug der Bauernjunge noch ein Leibchen aus Tuch oder Leinwand, eine Art Weste, die bis an den Hals zugeknöpft wurde und kaum bis an die letzte Rippe reichte. Die Knöpfe waren von Messing oder von Horn.

Der Knabe trug an seinen Füssen nur des Sonntags und im Winter Schuhe, im Sommer gieng er barfuss (bårbs). Erst wenn er sich an den Feldarbeiten betheiligte, erhielt er langschäftige Stiefel (Schäftschtiifan). Als Kopfbedeckung trug er wohl eine Zipfelmütze, im Winter eine „Pudelmütze“. Es war das eine verbrämte Kopfbedeckung ohne Schild, die mit Pelzwerk gefüttert war. Ausserdem trug er aus Tuch oder Leinwand eine Jacke (Plänte, Plant). Sie war sackförmig, die Schösse reichten hinten knapp bis an die Schenkel. Wir haben noch zu erwähnen, dass der Knabe einst auch silberne Ohrringe trug, wie wir das noch jetzt bei Bauernknechten sehen.

So war die Kleidung der Knaben bis zum zwölften Jahre. Die Kleidung des Mädchens blieb der früher geschilderten Kleidung der ersten Kinderjahre gleich, und es traten erst Aenderungen ein, nachdem es herangereift war. Es trägt dann statt des Leinwandröckchens den geblümten Kattunrock, weisse bis an das Knie reichende Strümpfe und ein Paar nette Niederschuhe, deren Ränder eine Einfassung aus Seidenbändchen haben. Oben auf dem Schuh befindet sich eine Masche aus schwarzem Seidenband. Der „Rock“ reicht bis an die Mitte des Schienbeins und ist sehr faltig. Die Zahl der Unterröcke beläuft sich auf drei oder vier. Dicht am Leibe sitzt ein dicker Rock an. Er ist mit Watte gefüttert und hat die verschiedensten Namen, als „Futterrock“, „Stepprock“, „Stopper“. Hosen trägt das schlesische Frauenzimmer nicht. Das Hemd reicht mitunter nur bis an die Hüften. Solchergestalt wird es „Halbschwein“ genannt. Nächst dem Hemd bedeckt die Brust ein Leibchen (Mieder, „Brust-

latz“), vorn und hinten etwas ausgeschnitten. Ueber die Achseln geht ein schmaler Streifen (das Achselband). Nach unten erstreckt sich dieses Leibchen nur etwas über den Busen, ist also streng genommen etwas zu kurz. Die ursprüngliche, d. h. älteste Form des Mieders findet sich nur noch ausnahmsweise bei hochbetagten Frauen. Es ist entweder aus rothgeblümter Leinwand oder rothgeblümtem Kattun oder aus blauem Tuch. Die Ränder sind bisweilen reichlich mit Goldborten besetzt. Am Halse hält es gewöhnlich eine messingene Schliesse zusammen. Zwischen dem Rock und dem Leibchen sitzt die Schürze an. Sie hat die Länge des Rockes, wirft keine Falten und ist so breit, dass sie selbst rückwärts fast das ganze Kleid bedeckt. Solchergestalt wenigstens ist die Festtagsschürze. Der Stoff ist meist Seide, doch auch Kattun. Ihre Farbe ist grün, schwarz, braun. Eine geblümte, überhaupt gemusterte Festtagsschürze wird niemals gefunden. Man gibt ihr verschiedene Namen, wie Schürze, Fleck, Kötz, Vorsteck, Vorhang.

Ueber das „Leibchen“ wird, kreuzweis über die Brust gefaltet, ein Tuch geschlagen. Bei Unverheiratheten ist es meist ein grellfarbiges rothes (Porprtichla), bei Verheiratheten ein weisses, schwarzes oder braunes mit einem mehrfarbigen Rande. Darüber wird nun ein eng anliegender, etwas ausgeschnittener, bis an die Hüfte reichender Spenser gezogen, jedoch so, dass das Tuch im Nacken und am Halse sichtbar wird. Die Aermel sind am Oberarm bauschig, am Unterarm eng anschliessend, am Handgelenk mit einer Garnierung versehen. Er ist meist aus schwarzem oder blauem Tuch; doch findet man ihn auch aus weissgrundigem, mit

bunten Blumen bedrucktem Kattun. Er hat zuweilen auch einen Kragen oder Koller, welcher entweder glatt und dann am äusseren Rande mit einer Krause versehen oder der Länge nach gefältelt ist. Der Schoss des Spensers ist etwas gefältelt, doch nie breiter als drei Finger. Ueber dem Spenser liegt um die Taille ein Gürtel aus demselben Stoffe. Die Rückenseite des Gurtes zieren meist drei Knöpfe aus Porzellan, Perlmutter oder Metall. Die älteren Tuchspenser haben vorn am Halse eine messingene Schliesse. Sonst wird er durch Heftchen zusammengehalten.

In der Gegend von Jauernig, Weidenau], Zuckmantel tragen ältere Frauen bisweilen noch den Radmantel. Es ist dies ein Mantel aus blauem Tuch, welcher bis an die Knöchel herabläuft, und zwar nicht allzu faltenreich. Ueber Rücken und Brust laufen zwei vielzackig ausgeschnittene Kragen, deren Enden mit Silbertressen besetzt sind. Vorn hielt ihn eine messingene Schliesse zusammen, sonst war er, weil ihm eben die Aermel fehlten, offen.

Am Halse trägt das Mädchen sowie die Frau eine Art Schmuck, sei es nun ein Halsband, oder ein Dukaten oder ein Marienzwanziger. Unter Halsband versteht man immer einen aus angereihten Perlen, Bernstein, Glas, Korallen, Granaten bestehenden Schmuck. Die Schnur ist so lang, dass sie vier-, auch fünfmal um den Hals gewunden werden kann. Einen echten Bernsteinschmuck hält man hoch, und es gibt deren, welche seit undenklichen Zeiten in der Familie vererbten. Jeder Dienstbote hat sein Korallen-Halsband. Aermere Mädchen und Frauen tragen Glasperlenschnüre. Besonders gesucht sind Münzen, die unter der Kaiserin Maria

Theresia geprägt wurden. Sie tragen auf der Reversseite das Bild der heiligen Jungfrau mit dem Jesukinde. Nur reiche Bauernmädchen und Frauen tragen einen Dukaten am Halse. Goldschmuck ist überhaupt sehr selten. So trifft man auf dem Lande selbst bei den reichsten Bauern keine goldenen Trauringe, sondern nur silberne. Auch die Ohrringe sind nur von Silber. Von Edelsteinen trifft man am häufigsten den Granat, meist beim Hochzeitsschmuck in Anwendung gebracht. In der Regel aber besteht dieser aus einer silbernen Halskette, die aus vier parallel laufenden Kettchen gebildet wird. An den Enden finden sie eine Vereinigung an einem silbernen Querstift mit Oesen. Ueber die Brust hängt von der Mitte aus ein silbernes Kreuzchen oder Herzchen herab.

Während des Winters und Sommers tragen die Frauen die Kommode, die einzige alte Kopftracht, welche wir noch über einen grösseren Theil Schlesiens verbreitet finden. Der Stoff ist schwarze Seide mit eingewebten Blumen oder schwarzer Atlas. Sie ist dick gefüttert und höchst dauerhaft gemacht. Das Gestell rahmt das Gesicht herzförmig ein. Auf der Stirn verlängert es sich „schneppenartig“; doch reicht die Schneppe nur bis in die Mitte der Stirn. Sonst liegt die Schneppenkommode dicht am Kopfe an, jedoch so, dass allenthalben auch das dichte Haarnest Raum darin hat. Gegen den Nacken hin ist die Haube in Falten gezogen. Von dem Unterrande der Kommode ausgehend fallen über den Rücken lange, stets breite, schwere Seidenbänder herab. Die Kappe schliesst auch die Ohren ein und erreicht mit den nach dem Kinn gerichteten Lappen auch die Wangentheile. Unter dem Kinn

werden die Lappen durch Heftchen geschlossen. Von einem Lappen bis zum andern reicht ein Band, welches im Halbkreis über die Brust fällt.

Der Gesichtsrand der Kommode ist mit schönem, dichtem Pelzwerk besetzt, und zwar mit einfarbigem, schwarzem oder grauem. Die Pelzverbrämung umschliesst auch die Kinnlappen und zieht sich um den Halsrand der Haube. Dem Bram gleichlaufend bis an das Kinnlappenende sind echte Goldtressen aufgenäht, und zwar meist nur eine Reihe. Der Scheitel ist reihenweise und gekreuzt mit Goldplättchen besäet. Eine solche Kopfbedeckung kostet oft eine grosse Summe. Wir haben diese Kommode Pelzkommode nennen hören. Sie ist nur im Nordwesten unseres Ländchens allgemein verbreitet. Auch bei den Bauernfrauen des Neisser Kreises in Preussisch-Schlesien finden wir sie. Im Südosten unseres Ländchens kommt sie wenig oder gar nicht vor. Eine andere Kommodenart hat statt der Pelzverbrämung eine schmale, schwarze Spitze aufzuweisen, welche am Haubenrande hinlaufend sich dicht an die Stirn anlegt. Der übrige Stoff der Kommode ist meist schwarze oder blaue Seide, reichlich mit Tressen, Gold- und Silberplättchen besetzt; doch fehlt ihr der reiche Bänderschmuck, den die Pelzkommode aufzuweisen hat. Auf der Stirne ist sie schneppenartig ausgeschnitten. Zu erwähnen ist hier auch die Goldmütze oder Goldhaube. Sie ist eine mehr sackartige Mütze, welche über das Hinterhaupt in Falten herabfällt. An der Spitze ist ein platter Knopf angenäht. Die Haube selbst ist aus Sammt. Noch jetzt trägt man die Goldhaube im Odrauer Gebiete.

In den slavischen Dörfern um Troppau, sowie in

den meisten slavischen Bezirken Oberschlesiens trägt man eine Art Umschlagtuch von greller Farbe über dem blossen Kopfhaar. Eine ähnliche Sitte treffen wir in Dörfern um Odrau, nur dass die Tücher kleiner und feiner sind. Man trägt sie nur unter dem Kinn geknüpft, der hintere Zipfel hängt in seiner ganzen Länge über Nacken und Rücken herab. Unter dem Tuche wird eine Haube getragen, welche „Hörnlahaube“ genannt wird. Sie hat ihren Namen von der grossen, hornförmigen Falte über jedem der beiden Stirnhöcker. Der Stoff selbst ist Spitzengrund. Um den Gesichtsrand läuft eine gefältelte Spitze. Hinten ist sie „geschnürt“, d. h. durch eine eingenähte Schnur faltig zusammengezogen. Vorn und hinten fehlt jedes Bänderwerk, sie ist überhaupt jedes anderen Schmuckes bar, das Tuch wird nur so darüber gelegt, dass der vordere Rand der weissen Haube heraussieht. Eine ähnliche Haube trägt man um Wigstadtl, nur dass dort die Hörnlein fehlen. Der Eindruck dieser Kopftracht ist ein recht freundlicher und gefälliger. Um Odrau tragen ganz alte Frauen statt bunter Tücher weisse. Doch ist das eine fast gänzlich untergegangene Sitte, obgleich sie die ursprünglich moderne war. Wahrscheinlich trug man anfänglich über der beschriebenen weissen Haube auch weisse, gestickte Tücher. Eine ähnliche Sommerkopftracht finden wir bei den Bewohnern der Dörfer um Zuckmantel. Man trägt ebenfalls ein Tuch über einer Spitzengrundhaube. Diese aber hat eine Art Schneppe bis zur Hälfte der Stirn. Der Rand ist mit einer feinen, fingerbreiten Spitze besetzt. Auch hängen wie bei der Kommode weisse Bänder über Brust und Rücken herab. Eine eigene Art Schneppenhaube ist die Drahthaube. Sie

ist auf feiner, weisser Leinwand, aus weissen Spitzen und weissen schmäleren, nicht massenhaft angebrachten Bändern verfertigt. Sie hat ein dauerhaftes Drahtgestell, welches nicht allein den Kopf umgibt, sondern auch handbreit über die Stirn sich erhebt. Die reichlich gefältelten Spitzen rahmen steif aufgenäht das Gesicht ein, und ragen, da die Haube an der Stirn schneppenartig ausgeschnitten ist, ebenfalls schneppenartig vor. Auch in Lobenstein bei Jägerndorf tragen alte Frauen „Schnipplhauben" mit vielem Bänderschmuck. Um Fulnek in Mähren trägt man die „Schnabelhaube". Sie ist der „Hörnlahaube" gleich. Darüber wird ein feines Tuch getragen. Auch um Sternberg herum werden von Frauen slavischer Nationalität dergleichen Hauben mit einem Tuche darüber getragen.

Die Farbe der Kopftücher variert etwas nach dem Alter. Aeltere Frauen wählen eine dunklere, gewöhnlich die braune, doch, von Sterbefällen abgesehen, nie die schwarze Farbe. Das Mädchen trägt Tücher von grellerer Farbe, besonders beliebt ist die rothe. Diese Tücher werden in mannigfaltiger Form um den Kopf geschlungen. Man legt das Tuch quer übereinander, schlägt es um den Kopf, und schürzt die Zipfel entweder unter dem Kinn zusammen, während die beiden anderen Enden über den Nacken frei herabfallen, oder man vereinigt sie in der Haarnestgegend in eine Masche, die lose und breit von einem Ohre bis zum anderen läuft, oder man dreht zwei Zipfel etwas zusammen und vereinigt sie dann auf dem Scheitel, so dass die zusammengewundenen Zipfel einen wulstigen Kranz bilden. Die erstere Art das Tuch zu tragen findet man, wie wir gesehen

haben, vorzüglich im Osten unseres Ländchens. Man trägt auch noch eine Haube darunter. Die zweite Art das Tuch zu tragen, finden wir um Hotzenplotz, Olbersdorf und theilweise auch um Jägerndorf. Die letzte Tracht findet sich in den Dörfern um Jauernig, Weidenau, Freiwaldau, Zuckmantel, Freudenthal, Würbenthal und Engelsberg und in den an Schlesien angrenzenden Gegenden Mährens. Man sagt darum auch, sie knüpfen das Tuch mährisch.

Dass man Sonntags ohne irgend eine Kopfbedeckung öffentlich erscheine, kommt nicht vor, es sei denn in den Ortschaften um Weidenau.

Das Haar sehen wir bei Frauen und Mädchen in der Mitte getheilt und in fest an den Scheiteln anliegenden Zöpfen. Das Haar des Hinterhauptes ist in zwei langen dichten Flechten vereinigt. Diese Zöpfe hängen entweder frei herab und haben dann an ihren Enden buntfarbige Maschen eingeflochten, oder sie werden in ein Nest zusammengelegt. Dann hält sie ein grosser, mit glänzendem Metallschmucke gezierter Kamm zusammen.

Frauen und Mädchen, welche der Mode näher gerückt sind, tragen an Sonntagen die sogenannte Spitzenhaube, im Sommer auch Strohhüte der verschiedensten Form mit grellfarbenen Bändern. Die Spitzenhaube ist aus Spitzengrund, am Rand mit vielfach übereinander liegenden, gefältelten Spitzen besetzt. Vorn sind in die Spitzenkrause grelle Blumen eingenäht. Bänder knüpfen die Haube unter dem Kinn fest, sind jedoch niemals bedeutend lang. Längere bunte Bänder flattern unter der Nestgegend der Haube von aussen angeheftet den Nacken und Rücken hinab.

Ueber das Busentuch, Vortuch oder Vortüchlein

genannt, wird eine kattunene Juppe gezogen, die im Osten unseres Ländchens auch „Katschbaik'r“ heisst. Die Aermel sind meist von mittlerer Weite, so dass sie nicht ganz anliegen. Um den Leib aber schliesst die Juppe eng an, wird vorn durch Knöpfe geschlossen und hat einen schmalen Randbesatz.

Neben der Juppe findet sich schon allgemein das „Umnehmtuch“, das „Umschlagtuch“. Von der Juppe verschieden ist die „Sackjacke“. Sie unterscheidet sich von der Juppe übrigens nur dadurch, dass sie nicht eng an der Taille anliegt, sondern schlaff über die Hüften herunterfällt.

Das Kattunkleid reicht so ziemlich bis an die Knöchel herab, ist weniger faltig und hat einen modernen Leib mit einer Schnabeltaille. Die Aermel sind meist kurz, sitzen eng an und begrenzen den bauschigen, geschnürten, kurzen Hemdärmel um ein weniges weiter nach dem Gelenk zu. Sie haben einen gefältelten Rand, auch wohl zwei nebeneinander von demselben Zeuge, aus dem das Kleid geschnitten ist. Am Saume hat das Kleid den Umschweif oder eine „Bocknoot“ (Bücknath). Gern auch bringt man unten eine oder mehrere Krausen an.

Bei der Arbeit umhüllt den Kopf ein Tüchlein (Kooptichla), sei es nun, dass es in dem Nacken gebunden ist und sich dicht rings um den Kopf anschliesst, oder sei es, dass man die Zipfel hinten hinabfallen lässt und es unter dem Kinn bindet. In der Erntezeit trägt man auch einen aus Stroh ziemlich roh geflochtenen Hut, der weit vorragend Gesicht und Nacken schützt. Hinten besitzt derselbe eine Art Einbiegung für das Haarnest. Er wird durch Knüpfbänder, die über die Wangen laufen,

befestigt. Diese Kopfbedeckung heisst volksthümlich „Strohkiepe“.

Ueber das „Laibl“ (Leibchen und Rock bilden ein Kleid aus demselben Stoffe) ist das Vortüchlein geknüpft mit dem über den Rücken herabfallenden Zipfel. Die beiden andern Zipfel werden durch das Schürzenband festgehalten. Während des Sommers zieht man auch wohl eine Kattunjacke, im Winter eine „Futterjacke“ oder eine Pelzjacke an. Ueber die Hüften fällt ein „Wochenkleid“ aus grober, blaugedruckter Leinwand. Am Saume herum zieht sich ein gelber, gedruckter Streif (der Umschweif). Das Kleid reicht bis an die halben Waden und wird ausserdem bisweilen noch etwas in die Höhe geschürzt. Unterkleider werden bei der Arbeit nicht angezogen, im Winter nur der „Futterrock“. Die Arbeitskleider haben den Schlitz nicht hinten, sondern vorn. Es ist ein viereckiges Stück Leinwand vorn eingesetzt, in dessen Mitte sich der Schlitz befindet. Neben diesem Leinwandstück ist eine Tasche, der „Katzer“ eingenäht. Darüber wird die Schürze geknüpft. Sie ist aus gestreifter Leinwand und nicht so breit, wie die Festtagsschürze. Füsse und Waden sind unbedeckt, höchstens trägt man „Knöchelschuhe“.

Wir knüpfen wieder an die männliche Kleidung an. Die Männerkleidung ist jetzt fast vollständig modernisiert. Die ältere Tracht unseres Bauern lässt sich in der That nur nach spärlichen Ueberresten und nach den Erzählungen der ältesten Leute des Ländchens beschreiben.

Die Farbe der Kleidung ist fast ausnahmslos blau oder schwarz. Die Kopfbedeckung ist ein schwarzer Filzhut mit mässig breiter Krämpe. Der Aufsatz hat

die Form eines abgestutzten Kegels. Die obere Fläche ist entweder mässig abgerundet oder flach. Die Weste, die von den Bewohnern des Gebirges meist Brustlatz genannt wird, ist sehr kurz, so dass sie niemals weit über die letzte Rippe reicht. Sie ist bis an den Hals zugeknöpft. Es mag dabei bemerkt sein, dass von dem Brustlatz der Brustfleck wohl zu unterscheiden ist. Der letztere ist ein breiter Tuchfleck, welchen man unter dem Hemde trug. Das Halstuch ist bunt und wird, besonders im Sommer, nur lose um den Hals getragen. Ueber die Weste fällt eine Tuchjacke; sie reicht nur bis zur Taille und hat keinen Randbesatz, wie der Spenser der Frauen, nur rückwärts geht sie bisweilen schneppenartig aus. Der Kragen ist liegend, die metallenen Knöpfe sind klein und stehen dicht aneinander wie bei der Weste, und zwar zweireihig. Die Aermel sind mässig weit und haben unten einen Einschnitt zum Zuknöpfen. Rechts und links sind Brusttaschen. Die Hosen werden durch einen Gürtel zusammengehalten und haben den schon früher beschriebenen Latz. Sie sind mässig weit und werden Sonntags nie in Schaftstiefeln getragen. Auf die letztere Art trägt man überhaupt nur die Lederhosen, während man Tuchhosen stets lieber über den Stiefeln trägt. Als Fussbekleidung hat man Stiefel mit kürzeren Schäften. In unserer frühesten Jugend noch trugen einzelne der ältesten Bauern zu ihrem Sonntagsstaat Schuhe. Und noch jetzt gebraucht der alte Bauer den Namen Schuhe für jede Fussbekleidung. Darauf hin deutet auch die Sitte, dass zum Theile noch jetzt die männliche Jugend mitunter bis zum vierzehnten Lebensjahre in Schuhen geht.

Die alten Bauern tragen den langschössigen Rock mit bedeutend breitem Kragen und eng anliegenden Aermeln. Auf diesen Röcken wurden früher allgemein breite, bisweilen zierlich geformte Metallknöpfe, von den Reicheren angeöhrte Silberzwanziger getragen. Diese Art Knöpfe ist nun ganz und gar verschwunden. Den Rock selbst findet man noch, er wird aber fast nur noch beim „Taufstehen", „Gevatterstehen" gebraucht und hat darum auch den Namen „Pathenrock". Bei Gelegenheit des Taufstehens führt der alte Bauer auch wohl ein „Gevatterrohr" mit silbernem Griff. Er benutzt es sonst höchst selten. Auf dem Kopfe trägt er im Winter die „Kremmermetze", die „Fuchsschwanzmütze", im Sommer einen Filzhut, auch wohl einen Cylinderhut. Eine geblümte Seidenweste und ein buntes Halstuch fehlen nie. Der Bart ist wohl abrasiert, das Haar, halb kurz geschnitten, fällt über die Stirn herab, so dass es bisweilen bis zu den Augenbrauen reicht.

Während der kälteren Jahreszeit trugen alte Männer einen Radmantel aus Tuch mit zwei bis sechs Kragen behangen, die sich vom Halse abwärts abstuften. Ein alter Nachtwächter dürfte noch im Besitze eines solchen Mantels sein.

Die Arbeitskleidung ist einfach und schlicht. Die Hosen, entweder aus ungebleichter Leinwand oder aus Leder angefertigt, werden in Röhrenstiefeln getragen. Die Brust bedeckt über dem grobleinenen Hemde eine Weste aus starkem Tuch, welche durch Messing- oder Hornknöpfe bis an den Hals zugeknöpft wird. Im Sommer trägt man selten eine Jacke, im Winter eine Barchentjacke bis an die Hüften reichend und eng anschliessend, oder eine Pelzjacke aus Schaffell. Als

Kopfbedeckung treffen wir den Filzhut oder einen roh geflochtenen Strohhut. Früher trug der Bauer meist einen leinwandenen Kittel und eine Zipfelmütze. Die Zipfelmütze erinnert uns an den „Zippelpelz“, der ehedem, wie wir das schon aus der vorhandenen Volksdichtung*) entnehmen können, ein sehr beliebtes Kleidungsstück war. Es war ein bis zu den Knöcheln reichender Pelz aus Schaffellen, an den Aermeln und um den Leib mit aufgenähten Schnüren verziert. Die Beschreibung, welche E. Willkomm**) über den einst in der Ober-Lausitz von den Bauern getragenen Zipfelpelz gibt, ist auch auf den schlesischen zutreffend. Er sagt: Die meisten giengen in sogenannten Zipfelpelzen von weissen und schwarzen Schaffellen, die ohne Ueberzug, aber gar sauber gesteppt waren und namentlich an der Taille breite Verzierungen aus schönen Riemchen von rothem Leder zeigten. Diese Pelze, je nach Alter, waren vom Ansehen bald schneeweiss, bald bräunlich, bald lohfarben, bald ganz schwarz, und die letzteren glänzten, als hätten sie ihre Inhaber gewichst. Sie reichten bis an die Knöchel, wenn sie aber vorn auseinander schlugen, entblössten sie stämmige Beine mit Stiefeln bekleidet bis an's Knie, aus denen die dicken Strümpfe noch bis an den halben Schenkel heraufgezogen waren. An der linken Seite in der Gegend der Hüfte hatten alle diese Pelze einen Schlitz, dass man hindurchfahren konnte. Am unteren Ende desselben blitzte ein grosser, blank gescheuerter Messingknopf, und an diesem baumelten ein Paar Fausthandschuhe, doch so, dass nur der eine nach aussen, der andere

*) Volksthümliches I., S. 337.

**) Sagen u. Mährchen aus der Oberlausitz, Hannover 1843, 1. Theil, S. 287.

aber nach innen hieng. Diese Handschuhe waren bei den Wohlhabenderen und Alten von schönem Pelzwerk, bei den minder Bemittelten und Jüngeren von gewirktem Wollenzeuge.

Nachdem wir im allgemeinen geschildert haben, was sich von der einst durch's ganze Land verbreiteten Kleidertracht bis auf unsere Tage in Resten erhalten hat, fügen wir noch eine kurze Beschreibung der beigegebenen Trachtenbilder an, die freilich fast sämmtlich zur Stunde in unseren Bergen nicht mehr anzutreffen sind.

Die Tracht der Figuren 1 und 2 ist in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu versetzen. Die Träger sind Bauern. Wir sehen an beiden Bildern übereinstimmend die kurze Jacke ohne Knöpfe, hinten mit pelzverbrämtem Rande. Die Hände bekleiden Fäustlinge, denn es ist Wintertracht. Lederhosen und Schaftstiefel vollenden den Anzug. Das Halstuch ist auch hier, wie sonst mit Vorliebe, roth. Die Kopfbedeckung der Figur 1 ist eine cylinderartige Mütze aus Pelzwerk angefertigt, hinten mit mehreren übereinander liegenden Maschen geschmückt.

Die ziemlich runde „Mütze" der Figur 2 ist aus Fuchsfell angefertigt, an der Spitze ist ein Fuchsschwanz angebracht, welcher über den Rücken herabfällt.

Eine gleiche Kopftracht, wie Fig. 1 zeigt uns die Fig. 8. Sie ist ebenfalls cylinderartig, steif und aus Pelzwerk; doch fehlen die Maschen. Dafür ist der grüne Deckel sackförmig erweitert und fällt gegen die Schultern hinab. Das Ende dieses sackartigen Mützenzipfels trägt eine Quaste. An dem bis über die Knie reichenden blauen Rocke schimmern Mettalknöpfe. Die Aermel

sind ziemlich weit und haben Aufschläge. Auch die Seitentaschen sind mit Aufschlägen versehen. Der Kragen ist breit.

Originell schlesisch ist die Tracht des Frächters aus der Gegend von Hermannstadt bei Zuckmantel. (Fig. 3.) Ihn charakterisiert der halb cylinderartige Filzhut, mit einer an den Rändern aufgebogenen Krämpe und einer Quaste, welche über den Hutrand herabhängt. Das Halstuch liegt in unserem Bilde fest an, sonst ist es in der That meist lose um den Hals geschlungen. Unter dem Hut hängt die rothgestreifte Zipfelmütze, auch Schlafmütze genannt, hervor. Ferner trägt er eine blaugrüne Manchesterjacke, schwarze Lederhosen und hohe Röhrenstiefel. (Vergleiche S. 42 f.)

Die Tracht des Kienrussherumträgers (Fig. 4) ist aus unseren Bergen verschwunden. Sie hat für uns Schlesier den Vorzug, dass sie zu den ausschliesslichen Eigenthümlichkeiten unseres Ländchens gehörte. Bis zum 16. Lebensjahre trieben viele junge Leute diesen Handel, und noch vor 25 Jahren sah man solcher Gestalten viele. Unsere Figur gehört in die Gegend von Zuckmantel, Olbersdorf. Der Knabe trägt eine schwarze, schildlose Kappe, ein rothes Halstuch, eine blaue Tuchjacke von gewöhnlichem Arbeitsjackenschnitt, schwarze Lederhosen an den Knöcheln gebunden. Dicksohlige, mit Absätzen versehene, bis an die Knöchel reichende Schuhe bekleiden die Füsse. Auf dem Rücken und in der Hand trägt er die Kienrussfässchen. (Vergleiche S. 69.)

Die Figur 6 zeigt uns die moderne Tracht, welche in den ersten Jahrzehnten dieses und in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Schwunge war.

Wir haben zweifelsohne einen seinerzeit modern gekleideten Kleinstädter vor uns. Wir gewahren den dreispitzigen Hut, die langschössige Weste, die bis über die Knie reichenden Sammt- oder Manchesterhosen, die weissseidenen oder auch gestrickten Strümpfe, und die Schuhe zieren grosse Silberschnallen. Der Rock hat einen schmalen Halsrand, einen Pekeschkragen, keine Brustaufschläge. Metallknöpfe der ganzen Rocklänge nach in einer Reihe. Das Futter des Rockes ist, wie man es damals trug, hellroth. Die Aermel haben weite und hohe Aufschläge, welche auf der Oberseite Metallknöpfe tragen. Die Aufschläge der Seitentaschen sind ebenfalls breit und laufen um die ganze Hüfte herum, sie sind beschnürt. Etwas unterhalb der Taschenöffnung befinden sich ebenfalls metallene Zierknöpfe. Die Halsbinde ist von Seide, die Zipfel derselben hängen wohlgeordnet herab.

Figur 5 stellt eine wohlhabende Bäuerin vor. Wir finden die Schürze schmäler, als es sonst gewöhnlich der Fall ist. Die violette Jacke gleicht mit einigen Abweichungen dem Spenser; doch fehlen die Puffärmel, und die Stelle der Knöpfe über der Brust vertreten Maschen. Um das Handgelenk zeigt uns die Jacke einen krausenartigen Besatz. Von dem ihr eigenen, bis an die Brust reichenden Kragenkoller wird sie Kollerjacke genannt. Die Jacke ist ausgeschnitten, und so erblickt man noch das weisse Brusttuch. Das Kreuzchen fällt glitzernd vom Korallenhalsbande auf die Brust herab. Der Hintertheil der Haube ist turbanartig aus nach zwei verschiedenen Richtungen gerippten Goldbrocat gefertigt. Hinten in der Mitte ist ein Knopf angenäht. In dem Nackentheile der Haube ist eine

Masche aus weissem Band angebracht. Auch fallen zwei Bänder über den Rücken hinab. Das Gesicht selbst rahmt ein reicher Spitzenbesatz ein, welcher sich gegen die Wangen lappenartig erweitert, wie bei der Pelzkommode. Die Spitzen sind gefältelt. Die meiste Aehnlichkeit hat die Haube mit der Goldmütze, nur bauscht sie sich im Vergleich mit dieser etwas mehr nach rückwärts auf. Auch hat die Goldmütze Sammt, wo hier Goldbrocat, und Goldborten an Stelle der weissen Spitzen. Auch ist der Hintertheil dieser Haube steif, was bei der Goldmütze nicht der Fall ist. Die Zeit der Mode ist schwer anzugeben, sie gehört den Bezirken Jägerndorf, Olbersdorf an.

Die Tracht der Figur 7 stellt eine warme Winterkleidung vor. Im allgemeinen gleicht die Jacke der der vorigen Figur. Der weiche Pelzkragen vertritt die Stelle des Kollers. Der Besatz ist aus Pelz. Unter dem Koller bemerken wir ein wollenes Tuch, wovon aber nur ein schmaler Streif sichtbar ist. Das Kleid zeigt uns einen schmalen Umschweif von etwas dunklerem Ton. Die weisse Schürze ist breit und faltig. An dem Arme trägt sie den Einkaufszeker. Die Kopfbedeckung nähert sich der Pelzkommode. Blaue Schleifen hängen rückwärts in ziemlicher Länge herab. Der Deckel der Mütze ist vollständig flach und nicht abgerundet, wie bei der Kommode. Dieser gegenüber ist sie mit Goldborten beladen. Auch ist die Pelzverbrämung breiter, als bei der Kommode, und die Ohrlappen treten nicht so entschieden gegen das Kinn hin auf. Eine Schneppe ist vorhanden. Diese Tracht fällt noch in die Jahre 1830—1840, worauf sie ganz verschwand.

Aus den Schilderungen, die wir entworfen haben, ersieht man, dass nur noch wenig Originelles in Bezug auf das Costüme vorhanden ist. Es dürfte das eine Folge der Erkenntnis sein, dass das Originelle nicht immer das Gute ist, und da das Costüme der Städter die möglichste Freiheit der Bewohner berücksichtigt, so wirft der arbeitsame Bauer allen unnützen Tand davon und nimmt das Bequeme an. An Feiertagen gefällt er sich immerhin in etwas üppigerem Costüme.

Charakter und geistiges Leben.

Die Wurzeln eines jeden Volkes ruhen in dem Boden, auf welchem es lebt. Wie das Land, so die Leute und umgekehrt. Eines findet durch das andere seine Erklärung. Wer das Leben unseres Volkes beobachtet, wird beides gar wohl mit der Beschaffenheit des Landes im Einklang finden. Nirgends zeigen sich imposante Gegensätze, nirgends Stellen von hervorstechender Wildheit, oder überwältigender Grossartigkeit, wohl aber gleitet manche weit in's Land schauende Höhe, manches anmutige Thal an unserem Auge vorüber. Und so auch das Volk. Die Bescheidenheit, das Mass dämpft, soweit das eben überhaupt möglich ist, alle Gegensätze seines Charakters harmonisch ab und hinterlässt dem Beobachter den Eindruck eines gesunden, strebsamen, tüchtigen und ehrbaren Wesens, dem bei aller Rührigkeit, bei allem Streben nach vorwärts eine gewisse ruhige Gleichmässigkeit in seiner Entwicklung anhaftet. Er sieht ein Volk, das in seinem Sinne treu und bieder, in seinem Empfinden warm,

in seiner Thätigkeit unverdrossen, in seinen Ansprüchen gemessen, und deshalb auch mit seinem Leben im ganzen zufrieden ist.

Die geographische und ethnographische Lage Schlesiens, die eine gewisse Abgeschlossenheit für die Bewohner des Oppaländchens zur Folge hat, rettete diesen in mancherlei Hinsicht eine nicht unbedeutende Menge von Eigenthümlichkeiten des Charakters, und es hat sich, obschon die deutsche Bevölkerung Schlesiens aus mehreren deutschen Stämmen zusammengewürfelt ist, mit der allmählichen Verschmelzung dieser Elemente ein eigenthümlich schlesischer Provinzialgeist herausgebildet. Gibt ja doch schon der Dialekt in der ihm eigenen Färbung eine solide Grundlage für diesen specifisch schlesischen Volkscharakter ab. Auch ist der Schlesier sich bewusst, wofür er im Laufe der Zeiten gerungen und gekämpft, und was er sich erkämpft hat.

Es ist ein schönes Besitzthum, ein reizendes Land, dem er nun mit hoher Liebe anhängt, und dessen er sich rühmen darf. Im Norden und Süden erkennt er sich gern wieder im Vereine seiner Landsleute, und die Achtung vor seiner Tüchtigkeit ist ihm noch nie versagt, stets ist diese anerkannt worden. Eine segensreiche Rolle im deutschen Leben hat er in der Beziehung übernommen, dass sein Charakter, seine Sitten, seine Lebensanschauung sich zu einem Vermittler nord- und süddeutschen Wesens eignen: Weder überwuchert der Verstand das Gefühl noch umgekehrt, sondern es vereinigen sich beide in ihm harmonischer, als in irgend einem andern Bruchtheile des deutschen Volkes.

Ist auch Schlesien politisch auseinander gerissen,

begrenzen es auch hier schwarzgelbe, dort schwarzweisse Pfähle, so haben doch beide Theile keine getrennte Culturaufgabe für das Deutschthum nach innen oder aussen. Eine hundert Jahre lange Trennung konnte hier wie dort der Hauptsache nach eine Aenderung der geistigen Eigenthümlichkeiten nicht bewirken. Dabei ist jedoch das eine hervorzuheben, dass der österreichische Schlesier sich eben so sehr als Oesterreicher fühlt, wie der preussische Schlesier als Preusse, so dass sie, wenn sie auch sonst als Vertreter eines Volkes und verwandtschaftlichen Blutes sich fühlen, in dieser einen Hinsicht einen Gegensatz bilden. Diese Erscheinung ist eine Frucht deutscher Treue und deutschen Charakters, dessen Liebe und Zuneigung sich mit ganzer Seele dorthin wendet, wo sie ihr Object findet, und wo sie dann im Glück und im Unglück sich bewährt. Hier wie dort hat der Schlesier diesen innigen Anschluss an den Staat, dem er angehört, mit feuriger Begeisterung zur That gemacht, und Gut und Blut jederzeit freudig dafür hingegeben. In der That, der österreichische Schlesier ist nicht der schlechteste Bürger unseres Vaterlandes, er ist ein Freund des Gesetzes und Fortschrittes, und die Feinde Oesterreichs von innen oder aussen sind in erhöhtem Masse die seinigen. Stehen aber auch die Schlesier als Vertreter verschiedener Staaten und somit hoher Interessen mit ihren Ansichten einander bisweilen gegenüber, in einem nähern sie sich stets derart, dass sie sich decken — sie sind gute Deutsche.

Dort specifisch norddeutscher Einfluss, hier die grosse Kaiserstadt an der Donau haben in etwas auf Sitte, Lebensart und Sprache eingewirkt, bei weitem

jedoch mehr auf den Städter, als auf den Landbewohner. Hier lächelt man über die „jut jebratene Jans" des schlesischen Preussen, der ein Berlinerthum affectiert, dort über das „Schauns" des österreichischen Schlesiers, das er sich aus der „Wienerstadt" geholt hat. Im allgemeinen aber verkehren der preussische Schlesier und der österreichische gern mit einander, zumal bei Tanz und Trunk im neutralen Grenzwirtshause*). Freilich geht es nicht allerwegen ganz sanft ab. Es ereignet sich auch wohl, dass, wenn sich die jugendlichen Vertreter des Landvolkes bei ihren Vergnügungen im gewöhnlichen Wirtshause an der Grenze zusammenfinden, es zu blutigen Schlägereien zwischen beiden Theilen kömmt. Sie fechten dann ein Stück Politik oder ein sonstiges Interesse unter sich aus.

Wir haben schon angedeutet, dass der Schlesier weder ein allzu kühler Verstandesmensch, noch von südlicher Leidenschaft sei. Die Verhältnisse, unter denen er lebt und strebt, haben ihm ein gewisses Mittel dieser Extreme gegeben. Und er braucht in der That diese Eigenschaften in dem Masse, als er sie erhalten: Verstand und Ausdauer sowohl, um die Hindernisse, die sich seinem Fortkommen entgegenstemmen, zu überwinden und sich zum Schmiede eines minder harten Geschickes zu machen, als auch ein gewisses Hinleben und Sichselbstvergessen, um das zu verschmerzen, was sein männlicher Lebensmut und seine Arbeitsamkeit als ein unerreichbares Ziel vor sich lassen musste. Er weiss die kleinsten Vortheile, welche ihm einen Erwerb versprechen, zu benutzen und nutzt sie so aus, dass er sein tägliches Brot erwirbt. Er thürmt mäch-

*) Vergl. Volksthümliches III. Band S. 106.

tige Steinhalden in langem Streifen auf, der die Grenze zwischen seinem und seines Nachbarn Besitzthum bildet. Viele Generationen haben angestrengt gearbeitet, um das Ackerland von Steinen klar zu machen. Er erreicht sein Ziel dem sterilen Boden gegenüber durch zähe Ausdauer. Was ein Menschenleben nicht zu erzwecken vermochte, das schaffen eben Generationen. Die ganze Familie arbeitet rüstig. Da ist nun niemand, der den Kleinen in der Wiege einschläfern würde, dass man auf Stunden hin des Kummers um denselben entledigt wäre. Es muss nun Rath geschafft werden. Ein klarer frischer Bach rauscht unweit des Hauses vorüber., Diesem wilden Gesellen nun wird die Rolle der Kinderwärterin aufgebürdet. Das Bäuerlein ist nämlich pfiffig genug, die Wiege mittelst einer einfachen Mechanik durch das Wasser in sanfte Bewegung zu setzen. Nun kann das ganze Haus stundenlang auswärts schaffen; denn sie wissen den Kleinen beruhigt. Als treuen Wächter hat er ja ausserdem den zottigen „Greif“ zur Seite.

Der Feierabend führt oft in's Wirthshaus. Es wäre ja auch gar zu hart, den ganzen Tag, wie ihn Gott geschaffen, mit Aufgebot der ganzen physischen Kraft zu arbeiten, und dann sich nicht, wenn die letzten Töne der Abendglocke an den Bergwänden verhallen, eine heitere Stunde zu gönnen. Hat der Herr des Hauses von Staub und Schmutz sich gereinigt, das von der Sonnenglut angegriffene Gesicht im nahen Gebirgsbach sich gekühlt und dann die spärliche Abendmahlzeit eingenommen, so greift er nach der Mütze, die Mienen seiner Ehehälfte genau musternd. Zeigen diese auf klares Wetter, werfen ihm die gutmütigen

Augen der Frau gewissermassen die Worte hin: „Na gii och gii, ich genn drsch schont“, so trollt er sich. Nachdem er durch tiefes Bücken die Gefahr vermieden hat, welche die niedrige Thür seiner Stirne drohte, so hat er überhaupt ein gut Theil seiner Sorgen hinter sich. Die Hände auf dem Rücken geht er bedächtigen Schrittes der Schenke zu. Der sich kreiselnde Rauch seiner Pfeife bezeichnet seinen Weg. Begegnet er einen Genossen, so rufen sie einander ein „Guuda Oobet“ zu, nur wenig die Kopfbedeckung rückend. Sprechen sie von etwas, so ist es das Wetter, das man für den morgigen Tag erhofft. Er ladet den Getroffenen nun ein, sich ihm anzuschliessen. Geht dieser auf den Vorschlag nicht ein, so setzt er seinen Weg fort mit der bissigen Bemerkung: Du wellst doch nii an raich waan. Kömmt er in's Wirtshaus, so nimmt er in der düster erleuchteten Stube die Mütze ab und reckt sich etwas in sägebockartiger Stellung, um die Gesellschaft zu mustern und einen Platz auf einer Bierbank zu wählen. Ist der Schulmeister, der Pfarrer, ein Oeconomie- oder Fabriksbeamte da, so sucht er diesen so nahe als möglich zu sein. Ein Mann von überlegener Bildung zieht ihn stets und überall an, ohne dass er übrigens Scheu verriethe. Ist er sich doch auch bewusst, ein gewisses Mass von Hausverstand zu besitzen, um allenfalls einen gordischen Knoten, den man ihm geschlungen, mit Sicherheit zu zerhauen. Hier hört er auch etwas von Politik, die ihn gar sehr interessiert. Die bereit liegende Zeitung liest er jedoch nicht, dazu ist er heute zu müde. Nur des Sonntags versucht er, durch das Netz politischer Intriguen sich hindurchzuarbeiten. Es zeigt sich hier, dass er ein Freund des lebendigen Wortes ist, das ihm der Buch-

stabe nicht ersetzen kann. Durch das genossene Glas Schnapps oder Bier wird die Unterhaltung und das Stimmengewirr lebhafter. Wir bemerken, dass der schwerfällig und wuchtig erscheinende Bauer eine recht bewegliche Zunge hat und oft einen schneidenden Mutterwitz, der nicht schont im Abwehren und Angreifen. Der eine seiner Tischgenossen äussert gelegentlich ganz harmlos: Je älder der Mensch wert, deste temmr werta. Gleich hat ihn der andere beim Wort: Jujuu, jetzt beste schon tomp, wii sools do off de aala Taaghe waan, do waschte gor a tommer Kalle waan. Alles bricht in Beifall aus, und der Getroffene zieht still ab. Uebrigens befindet sich die heitere Laune der Gesellschaft bereits auf dem Höhepunkte, und es dürfte gerade keine Ausnahme sein am heutigen Tage, dass einige der jüngeren Leute nach gegenseitigem Necken ihre Körperkraft durch Ringen aneinander erproben, wobei das Lied nicht immer ganz heiter endet. Trotz und verletzte Eitelkeit führen da oft zu Ueberschreitungen, die sich in blutigen Köpfen geltend machen. Einige Besonnene, vor allen der rüstige Wirt, machen den Schiedsrichter. Ein grauer Kopf gilt da viel, und man lässt sich von ihm gern zum Besseren überreden.

Lustig geht's im Dorfwirtshause her an Sonn- und Feiertagen, am Hochzeitsfest und an der Kirmes. In ihrem besten Kleide, oft noch den Kopf mit einer wohlerhaltenen Militärkappe bedeckt — der Soldat und der es gewesen, gilt in aller Augen etwas, es ist dies eine Bestätigung der Gesundheit, Kraft und gewonnenen Welterfahrung — wandern die jungen Bursche am Arme ihrer Herzenstrauten, die sie abgeholt aus den verschiedenen Gehöften des sich lang ausdehnenden Dorfes

dahin. Ein stattlicher, kräftiger Bursche, der flink ist im Tanz, beredt von Wort, dessen starker Arm auch nöthigenfalls „Ordnung“ machen kann, führt an solchen Tagen den Reihen und bildet das Centrum für die ihn umkreisenden Kräfte. Ohne weiters aber darf nicht jeder am Tanze theilnehmen, die Berechtigung dazu muss erkauft sein. Das gilt insbesondere von dem jüngeren männlichen Personale, von den sogenannten Halbschädeln, jungen Leuten im Alter von 15 bis 17 Jahren. Auch hat der junge Mann, solange er den Titel „Pferdejunge“ führt, kein Recht, den Tanzboden zu besuchen. Aber auch, wenn er Knecht geworden, darf er dies nicht so gerade hin, sondern er muss sich früher „einkaufen“, d. h. er muss seinen älteren Collegen einen guten Trunk zum Besten geben. Der junge Bauernsohn erlangt den Zutritt gewöhnlich früher, aber das Einkaufen wird ihm schwer erlassen.

Bald findet sich nun der Musikchor ein, welcher über eine Bassgeige, einige Trompeten, einen Bombardon (Pumperton), eine Klarinette, und wenn's hoch geht, über eine Violine verfügt. Grosse Virtuosen sind's nicht diese Musikanten, aber Leute, die mit vollen Backen blasen, denen Ajax in Shakespeare's „Troilus und Kressida“ *) nicht umsonst die Worte zugerufen hätte:

„Nun spreng' die Lung' und brich dein erznes Rohr;
Blas', Kerl, bis deine aufgeschwellte Wange
Noch straffer sei, als Bausback Aquilo;
Dehn' aus die Brust, dem Aug' entspritze Blut!“

Strauss'sche Compositionen sind ihnen fremd, dagegen kennen sie den ungefähren Takt der Tänze, und

*) Vergl. Shakespeare's dramatische Werke, übersetzt von A. W. von Schlegel und L. Tiek, Berlin 1867, 8. Band, Seite 488 (Troil. u. Kress. IV. Aufzug, 5. Scene).

das ist die Hauptsache. Diesen streng beobachtend knüpfen sie ihre Variationen daran, denen wohl eine uralte Walzercomposition zu Grunde liegen mag. Die Production leidet an grosser Einförmigkeit und an argen Mistönen. Der Vortänzer wiegt sich einige Minuten nach dem ersten Krähen der Instrumente am Arme seiner Schönen, und bald entwickelt sich das taktmässige Gestampf des Tanzes nach allen Seiten. Wirbelnder Staub bedeckt nun das Bild und sein ganzes Durcheinander. Der „Hosenrücker“, die „Hühnerscharre“, der „Schimmelreiter“, eigenthümliche Tänze, finden da ihre Liebhaber. Wer den Musikanten das höchste Geldstück hinwirft, dessen Geschmack sind sie gern zu Gefallen.

Musik liebt überhaupt der Schlesier sehr. Einen Lehrer, der ein tüchtiger Musiker ist, schätzt man darum sehr hoch, und sein Andenken erhält sich lange im Dorfe. Eine herbe Kritik trifft den Nachfolger, wenn er in dieser Hinsicht nicht ersetzt, was verloren worden. Man sagt dann oft geradezu, dass er nichts wisse und nichts könne. Sie verstehen es schwer, einen Lehrer, wenn er auch noch so tüchtig ist, von ihren musikalischen Anforderungen zu trennen. Sie vermissen ein gut Theil seines öffentlichen Wirkens, und zwar das in der Kirche. Kopfschüttelnd hören sie das schlechte Orgelspiel und den schlechten Gesang. Seine Violine muss sie an Festtagen bezaubern. Man lässt ihm in diesem Falle viel hingehen. Auch die Kinder nöthigt der intelligente Landmann musikalisch thätig zu sein, er schickt sie zum Schulmeister des Ortes in die Musikstunde. Dort lernen sie nun vorzüglich das Violinspiel und den Gesang. Nicht selten treffen wir auch im Oberstübchen des reicheren Bauern ein Clavier.

Der Bewohner des Oppalandes ist ein Freund des Familienlebens. Wo er auch sonst das Vergnügen suchen mag, der Familienkreis geht ihm über alles. Er hasst alles, was der Entfaltung desselben entgegen sein mag, sei es nun Trunksucht oder Spielwut. Früher mag es ein gross Theil anders gewesen sein. Es kam oft vor, dass sich buchstäblich ein ganzes Dorf dem Trunke ergab, dass viele Familien durch die massloseste Spielsucht an den Bettelstab gebracht wurden. „A is och zu Hausinne“ ist jetzt die empfindlichste Verurtheilung eines solchen durch eigene Schuld Herabgekommenen, der nun kein eigenes Dach über seinem Kopfe hat und sich genöthigt sieht, sich irgendwo einzumieten. In der Pflege des Familienlebens ähnelt der deutsche Schlesier sehr dem Norddeutschen. Das Familienleben ist der Halt, der ihn bei schwierigem Broterwerb stützt und ermuntert, er ist der Grundstock seiner Tugenden.

Ein gewisser Trieb zur geistigen Ausbildung ist allenthalben vorhanden. Schon aus dem ruhigen, contemplativen, mitunter grübelnden Wesen des Volkes kann das begriffen werden. Daraus entsteht der Drang nach Erkenntnis, und der Vater, der es an sich erfahren, wie weit er hinter den Anforderungen der Zeit zurückgeblieben, hegt es als liebsten Wunsch, seinen Knaben auf der Stufe der Ausbildung zu sehen, wohin er selbst es hätte bringen wollen. Er beaufsichtigt darum meist strenge das Verhalten der Kinder in der Schule und beobachtet mit Freude ihren Fortschritt. Das Kind, das den grössten Fleiss entwickelt, hat sicher seine grössere Liebe, und gern erzählt er den Nachbarn von seiner Lernbegierde. Wenn gar das Auge des Pfarrers auf dasselbe gefallen ist, und dieser im Verein mit dem

Schulmeister es für fähig und würdig erklären, eine höhere Schule zu besuchen, so wird er sicher dem Winke folgen.

Trotz dieses Wissenstriebes einerseits und des regen Sinnes für wahre Religion und reine Frömmigkeit anderseits sind unsere Landsleute von einem starken Hange zum Aberglauben nicht frei zu sprechen. Der Popanz ist ihnen so zu sagen in Fleisch und Blut übergegangen und wirft ihren sonst kräftigen Verstand hin und her. Sie wollen sich seiner — man sieht es — auch nicht gern entledigen, er ist ihnen noch immer lieb und theuer. Wäre doch noch ein Dorf zu nennen, in dem es eine leibhaftige Hexe gibt, die noch immer mit dem Besen zum Schornstein hinausfährt, einen bösen Blick hat, die Kühe verhext und des Nachts als Alp drückt. Darum erhält sie auch das rathschaffende Kleinbrot*) noch häufig. Sie ist aber die alte Frau mit den rothen, entzündeten Augen, gemieden wie der Tod. Vielfach noch zieht man sinnlose Mittel**), deren Anwendung nicht recht in unser Jahrhundert gehört, den Rathschlägen des Arztes vor. Da gebraucht man gegen Kopfschmerzen einen aufgelegten Frosch, gegen Blutsturz eine gedörrte Kröte, die in den Handteller gebunden wird. Feuermänner und Gespenster spuken noch überall, und der „Kreuzweg“ oder „Stillstand“***) ist noch immer ein Ort des Entsetzens. Lange Winterabende werden dazu verwandt, Gespensterabenteuer, die der oder jener bestanden, sein Vater oder Grossvater erlebt haben soll, durchzusprechen, um so das angenehme Gefühl des „Gruselns“ zu geniessen. Hoffen wir, dass dies sich

*) Vergl. Volksthümliches II. S. 23.

**) Ebendaselbst S. 227.

***) „Kreuzweg“ oder „Stillstand“ heisst ein Ort, wo die Grenzen dreier Dörfer zusammenstossen. Ebendaselbst. S. 56.

bald ändere, da nicht zu leugnen ist, dass solche Anschauungen das Wohl des Volkes um ein Bedeutendes zu schädigen geeignet sind.

Auffälligerweise finden wir neben dieser Neigung zum Aberglauben einen starken Hang zur Satire, zum Witz überhaupt. Das muss fürwahr Wunder nehmen, da diese Eigenschaft dem Aberglauben sonst gefährlich zu sein pflegt.

Der letztere ist ja ebenso der Ausfluss einer geistigen Beschränktheit, wie die erstere die Aeusserung eines tüchtigen Unterscheidungsvermögens ist. Früher schon wurde auf diese Eigenthümlichkeit des deutschen Schlesiers hingedeutet. Da gibt es nicht leicht ein Städtchen oder ein Dorf, welches nicht nach der einen oder andern Seite hin einer herben Kritik unterzogen würde, die, in einen gereimten Spruch gefasst, oft bissig genug ist. So wirft man den Odrauern vor, sie hätten die Mutter Gottes an den Pranger geschlagen. Die ehemalige Schandsäule daselbst soll in der That jetzt ein Marienbild tragen. Ganze Reihen von Ortschaften werden auf diese Weise hart mitgenommen. Aber nicht nur die Gemeinden im allgemeinen werden bewitzelt, sondern oft die einzelnen Bewohner einer solchen der Reihe nach. Ausserdem weiss man jedem Handwerk etwas Ehrenrühriges nachzusagen. Auch hat jeder Bewohner des Dorfes einen Spitznamen, der statt seines wirklichen allgemein gebraucht wird. Nicht minder sind die verschiedenen Vornamen vom Spott mit Verseln bedacht.

Im allgemeinen ist der Gebirgsbewohner gutmütig. Wenn diese Eigenschaft nirgends durchschlagen würde, müsste die Art des Tonfalls im Satze beim Sprechen dies documentieren. Wer die Gebirgsthäler durchwandert

und an die Bewohner der Ortschaften einige Worte gerichtet hat, der wird die Gutmütigkeit in ihren Antworten bemerkt haben, die den an die kühle Sprache des feiner gebildeten Städters Gewohnten auffällig berührt. Es liegt für den Fremden in der That eine gewisse Ueberfreundlichkeit darin, von der wir aber glauben, dass sie den Bewohnern des Oppalandes zur Zierde gereicht. Ihre Sprache kennzeichnet ein gewisses bittendes Singen, das klagetonähnlich an unser Ohr schlägt und unser Herz gefangen nehmen will. Den Trägern dieser Sprechweise müssen wir Empfänglichkeit für Mitleid, Zuvorkommenheit, Redlichkeit, hauptsächlich aber ein tiefes Gefühl zuerkennen.

Dieser Gutmütigkeit und diesem reichen Gemütsleben entspricht auch die Geneigtheit des Schlesiers zu Ruhe und Frieden. Ruhe und Frieden will er in seinem Hause, Ruhe und Frieden gönnt er auch den Genossen, und in seinem treuen, offenen Sinn nimmt sich unser Bauer gegenüber dem hinterlistig versteckten, schadenfrohen und schadenstiftenden, händel- und ränkesüchtigen Wesen so manches andern Bauern recht vortheihaft aus.

Doch geht diese Friedensliebe nicht weiter, als sein stark ausgeprägter Rechtssinn es gestattet; denn von seinem bestrittenen Rechte kann unser Landsmann nach seiner individuellen Form kein Haar breit ablassen, und ist entschlossen, lieber Hab und Gut zu opfern, als Unrecht für Recht gelten zu lassen. Eine gerechte und objective Beurtheilung lässt er jederzeit auch seinen Gegnern widerfahren, unbekümmert um Klopstocks Wort*):

„Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug, zu sehen, wie schön dein Fehler ist."

*) Vergl. Klopstocks Ode „Mein Vaterland" Strophe 16.

Die Bildungsverhältnisse des Oppalandes sind grösstentheils recht erfreulich, Dank dem empfänglichen Sinne seiner Bewohner, Dank dem Streben derselben nach Bildung und Cultur. Wenn dieses Streben früher wenigr begünstigt wurde, so dass die Wünsche des Volkes stets über das erreichte Resultat hinausliefen, so ist doch in den letzten Jahren allerwegen rüstig gearbeitet worden, um die Lücken früherer, den Bestrebungen fortschreitender Cultur minder günstiger Zeitverhältnisse auszufüllen. Es lässt sich nicht verkennen, dass ein wahrer Schwung die edlen Anstrengungen unserer liberalen Regierung in dieser Richtung belebt, dass aber auch ein seltener Eifer unsere Bevölkerung beseelt, den Anregungen der hohen Behörden überall möglichst zu folgen und Opfer zu bringen in einem Masse, wie sie so bereitwillig nicht so leicht in einem andern Theile unseres schönen, grossen Vaterlandes dem hohen Zwecke gewidmet werden. Und waren die Bildungsverhältnisse Schlesiens im Zusammenhalt mit denen anderer Kronländer bereits in früheren Tagen nicht die ungünstigsten, so ist dies heutigen Tages um so weniger der Fall.

Die Lehrer der Volksschule fühlten es wohl schon in der früheren Epoche und bedurften nur noch der äusseren Mahnung, dass sie den Ansprüchen unserer Zeit nur durch Erweiterung und Vervollkommnung ihrer Kenntnisse unter Aufgebot ihres ganzen Eifers und aller Kräfte genügen können. Gewaltige Hinder nisse mögen oft einem solchen Emporraffen sich entgegengestellt haben, ein schon vorgeschrittenes Alter, eine trostlos geringe Besoldung, welche die Erhaltung einer Familie kaum möglich zu machen schien und doch möglich machen musste. Gar mancher

Lehrer befand sich und befindet sich leider Gottes noch heute in einer recht peinlichen Lage, und welche nachtheilige Wirkung übt das nicht auf die Schule. Die hohe Aufgabe derselben wird dadurch oft auf ein Minimum beschränkt, und das unter solchen Verhältnissen herangewachsene Geschlecht kann unmöglich den Anforderungen genügen, die der Staat an seine Bürger, unsere Zeit an ihre Generation stellt.

Es lässt sich sonach bemessen, welchen Einfluss auf den Lehrer und mit ihm auf die Schule die höhere, den Lebensbedürfnissen desselben entsprechende Besoldung nehmen muss. Wie wir unseren Lehrstand kennen, durchweht ihn im grossen und ganzen ein neuer Geist, er ist offenen Auges der Träger des Bewusstseins, dass die Geschichte der Völker ein Wettstreit ist ihrer Bildung und Cultur, und dass ihm in diesem Wettstreite eine wichtige Rolle zugewiesen, er lässt es sich darum ernstlich angelegen sein, seine Pfleglinge zu intelligenten, sittlich gekräftigten, brauchbaren und patriotisch begeisterten Staatsbürgern heranzuerziehen. Auch bleibt er selbst nicht stehen und benutzt die ihm spärlich zugemessenen freien Stunden zu weiterer Vervollkommnung in seinem Berufe.

Gross war oft der Mangel an entsprechenden Schulhäusern. Im Dorfe hoben sie sich nie ab als Wohnstätten der Bildung und Cultur. Im Gegentheile Mangel an Raum, Licht, gesunder Beschaffenheit war mit nur wenigen Ausnahmen zu finden. Für den Lehrer insbesondere war meist sehr schlecht vorgesehen. Er war mit seiner Familie in ein nasses Stübchen eingepfercht, in dem er dem Dorfbewohner unmöglich ein Muster der Reinlichkeit und Wohlanständigkeit abgeben konnte. Jetzt

aber, wo die Volksbildung gewissermassen als Ausgangspunkt aller Entwicklung und Weiterbildung angenommen, sorgt man auch dafür, dass der Unterricht in seinem Zwecke entsprechenden Räumlichkeiten geboten werde. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an die im Freiwaldauer Amtsbezirke in neuester Zeit entstandenen, theilweise noch im Bau begriffenen Volksschulhäuser in Barzdorf, Grenzdorf, Hermsdorf, Niedergrund, Petersdorf, Altrothwasser, Sandhübel, Saubsdorf, Dorf-Weisswasser, Wilmsdorf; an die Adaptierungsbauten in Buchsdorf, Jauernig, Niesnersberg, Niklasdorf, Schwarzwasser, Weissbach, Zuckmantel etc.

An jeder unserer Volksschulen ist, soweit unsere Kenntnis reicht, ein guter Anfang gemacht zu einer Ortsschulbibliothek, die Lehrmittel an denselben nehmen an Güte und Zahl von Jahr zu Jahr zu. In beiden Beziehungen ist je nach der Vorbildung des Lehrers und nach den localen Verhältnissen in entsprechender Weise vorgesorgt.*)

Eine heilsame Massregel, die den Zwang des Schulbesuches bis zum vollendeten vierzehnten Lebensjahre ausdehnt, fand in der Bevölkerung mancher Gemeinden unserer Provinz nicht den fruchtbaren Boden, den man erwartet hätte. Wie streng man auch sonst von der Ausführung der Gesetze denken mag, so konnte man sich doch schon nach den Erfahrungen des ersten Jahres der Ueberzeugung nicht verschliessen, dass dies eine zu plötzlich auftretende Forderung war. Wer das Bild der Armut,

---

*) Es mag bemerkt sein, dass für die Vermehrung der schon jetzt quantitativ und qualitativ wohl ansgestatteten Bibliotheken in Barzdorf und in Freiwaldau von dem Herrn Josef Latzel in Barzdorf und den Herren A. Raymann (senior u. junior) und M. Raymann in Freiwaldau dankenswerte Zusagen grösserer Geldbeträge für einen bestimmten Zeitpunkt vorliegen.

in der so viele Familien, ja Gemeinden in unserem Ländchen sich befinden, vor Augen hat, der muss in der That zugeben, dass damit der Bevölkerung ein grosses Opfer auferlegt wurde. In anerkennenswerter Weise bricht sich indes ein richtiges Verständnis der Sache immer mehr und mehr Bahn, was sich auch in dem zunehmenden Schulbesuche aller Schulpflichtigen kundgibt. Im ganzen genommen gestaltete sich dieser im Gegensatze zu dem östlichen Theile in den deutschen Bezirken unverhältnismässig günstiger. Ein Eintrag ist vor allem da zu merken, wo die Industrie unberufener Weise die Kinder der Armen für ein geringes Entgelt für ihre Zwecke ausbeutet und sie dadurch am Schulbesuche hindert. Der Bezirk Freiwaldau ist rühmend hervorzuheben, weil er ungeachtet seiner armen Bevölkerung, ungeachtet mannigfaltiger entgegenstehender Hindernisse seine schulpflichtigen Kinder fast vollzählig zur Schule sendet.

Bürgerschulen, für deren Zwecke es vielfach noch an dem richtigen Verständnisse mangelt, sind in den kleineren Städten bereits im Entstehen begriffen. In Freiwaldau z. B. ist das Bürgerschulgebäude hergestellt und wird mit Beginn des nächsten Schuljahres dem Unterrichte übergeben. Der Mangel an Lehrkräften*) beeinträchtigt leider auch auf diesem Felde den rascheren Fortschritt.

In Bezug auf Fachschulen und Mittelschulen ist in den letzten Jahren ein beachtenswerter Fortschritt zu

*) Es gereicht uns zur Befriedigung, konstatieren zu können, dass im Freiwaldauer Amtsbezirke zur Stunde keine einzige Schule ohne Lehrer ist. Der Bezirk erfuhr in den letzten Monaten mit Einbeziehung der Zuckmantler Mädchenschule einen Zuwachs von 16 Lehrkräften, während nur ein Lehrer des Bezirkes nach Mähren übergieng.

verzeichnen. Die höhere landwirtschaftliche Anstalt zu Hermsdorf in Verbindung mit dem landwirtschaftlichen Verein zu Barzdorf übt durch Lehre und Anregung einen wohlthätigen Einfluss auf die Ackerbautreibenden der näheren und ferneren Umgebung. Es ist dringend zu wünschen, dass die Erkenntnis von dem Nutzen, den diese Anstalten gewähren, in immer weitere Kreise dringe, und dass so die rationelle Behandlung von Grund und Boden endlich ein Gemeingut aller Betheiligten werde.

Handelsschulen, Gewerbeschulen, Modellierschulen etc. werden im Oppaländchen noch unter die frommen Wünsche gerechnet; doch hoffen wir, nicht allzu lange mehr. Denn bei der steigenden Bedeutung des Handels und des Verkehrs in unserem Staate müsste es bedenklich erscheinen, wollte man die Heranbildung der Vertreter der Interessen der Industrie und des Gewerbes lediglich Privatanstalten überlassen. Die Uebernahme auch dieser Seite des Unterrichtes ist Pflicht des Staates, und er versäume es nicht, dieselbe auszuüben; denn Privatunternehmungen auf dem Schulgebiete sind nur in seltenen Fällen eine wahre Abhilfe eines wahren Bedürfnisses, in der Regel begnügen sie sich, Speculation zu sein.

Zur Heranziehung tüchtiger Volksbildner sind wie überall, so auch bei uns die Lehrerbildungsanstalten zweckmässig organisiert worden. Alljährlich unterzieht sich eine Anzahl Candidaten der Reifeprüfung, und nach einigen Jahren könnten die Schulen des Landes mit den erforderlichen Lehrkräften versorgt sein, wenn die heimischen Zöglinge auch in heimischen Schulen ihren Wirkungskreis suchen würden. Leider aber wandert ein grosser Theil derselben in andere Provinzen unseres

Staates, da ihnen dort für ihre Mühe entsprechendere Entlohnungen geboten werden.

Eine Schöpfung der neuesten Zeit ist die Bildungsanstalt für Lehrerinnen in Troppau. Diese Anstalten liegen im wohlverstandenen Interesse unserer Zeit, und sind überall, wo sie in's Leben traten, von dem einsichtigen Theile der Bevölkerung mit aufrichtiger Freude begrüsst worden. Denn an ihnen erhält das weibliche Geschlecht in grösserer Ausdehnung als bisher eine umfangreiche allgemeine Bildung, durch sie werden auch dem unbemittelten Mädchen die Grundlagen zu einer selbstständigen Existenz geschaffen. Es ist dies ein Schritt weiter zur wahren Frauenemancipation, und das will nicht wenig bedeuten. Dadurch hört in manchen Kreisen die Ehe auf eine Versorgungsanstalt zu sein, und das Weib, wenn ihm Gelegenheit geboten ist, durch eigene Mühe sich seinen sicheren, ehrlichen Erwerb zu schaffen, wird diesen Weg vorziehen, anstatt oft halb willenlos, meist unter gewissenloser Beeinflussung von Seite der Eltern einem beliebigen Manne zur lebenslänglichen Sklavin sich auszuliefern. Und heiratet sie, dann tritt dem gebildeten Manne die gebildete Frau zur Seite.

Leider fehlt es an einer öffentlichen Schule, welche die Vorbildung für die Lehrerinnenbildungsanstalt vermitteln könnte. Diese Lücke nach Möglichkeit auszufüllen, war bisher die höhere Töchterschule zu Troppau in löblicher Weise bemüht, doch ist dieselbe nur eine Privatanstalt und hat bisher aller Förderung und Unterstützung von dazu berufener Seite entbehren müssen, so dass ihre Existenz für die Zukunft nicht gesichert erscheint. Möchte es der Gemeinde Troppau oder der

Regierung gefallen, der Anstalt das bis jetzt Entbehrte zu gewähren und derselben eine entsprechende, ihren Bestand sichernde Organisation zu geben, oder eine weibliche Bürgerschule in Troppau in's Leben zu rufen. Wem es mit der gedeihlichen Entwicklung der Lehrerinnenbildungsanstalt, mit der zeitgemässen Ausbildung der heranreifenden weiblichen Jugend überhaupt ernst ist, für den erwächst bei der gegebenen Nothwendigkeit ein entschiedenes Eingreifen in dieser Beziehung zur Pflicht.

Zu den schon früher bestandenen Gymnasien und Realschulen sind die Realgymnasien in Freudenthal und Weidenau hinzugekommen. Eine nicht ferne Zeit dürfte, einem höheren Bildungsdrange und den Bedürfnissen der Industrie Rechnung tragend, Friedek ein Realgymnasium, Jägerndorf eine Oberrealschule bringen. Die Frequenz auch dieser Anstalten wird nicht unbedeutend sein, weil die Errichtung, beziehungsweise die Erweiterung derselben eben durch den Bedarf bedingt ist. Als allgemeiner Zug tritt auch in unserer Bevölkerung die steigende Vorliebe für die Realschule auf. Diese steht eben den praktischen Zielen des Lebens näher und bietet die Grundlage für die mannigfachsten Erwerbszweige und für die schnellere Begründung einer selbstständigen und durchschnittlich auch rentableren Existenz. Einen wesentlichen Antheil an dieser Richtung hat auch der ausserordentliche Aufschwung Oesterreichs auf allen Lebensgebieten, namentlich auf dem des Handels und der Industrie, welche viele Kräfte für sich in Anspruch nimmt und gut lohnt. Wollte man aber dieser einem rohen Materialismus zugewandten Strömung ohne weiteres Bedenken Vorschub leisten, so wäre das eine Einsei-

tigkeit, die sich schwer rächen könnte. Eine Folge dieser Erkenntnis ist es, dass an Realschulen durch das Studium der französischen Sprache und durch eine stärkere Betonung des deutschen und des historischen Unterrichtes ein Gegengewicht zu schaffen versucht wird.

Die in dem Vorhergehenden gebotenen Schilderungen gewähren uns einen vollen Einblick in das Leben und Streben des Oppaländlers.

Wir lernen in ihm ein echtes Kind deutschen Volksthums kennen mit all' dessen Fehlern und Tugenden, wir überzeugen uns, dass derselbe, nachdem er in unseren Bergen eine neue Heimatstätte gefunden, kein Bastard deutscher Sitte und Art geworden. In erster Linie ist unser Landsmann, wie wir gesehen, auf den Ackerbau angewiesen; aber der Fremde, der in's Land zog und verschiedene Zweige der Industrie in's Leben rief, fand nicht nur tüchtige Arbeitskräfte, sondern sein Beispiel weckte auch den Unternehmungsgeist der Einheimischen, und vereint versuchten sie mit Glück den Wettgang auf dem neuen Gebiete. Zeuge dessen die vielfach rege Industrie, die durch Männer vertreten ist, deren Namen innerhalb und ausserhalb Oesterreich's den besten Klang haben. Wir fügen den schon früher erwähnten*) noch die der Grossindustriellen und Grossgrundbesitzer Joseph, Anton, Adolf Latzel zu Barzdorf, Setzdorf, Domsdorf hinzu.

Vielfach treffen wir Armut und Noth an. Arbeit, alle Kräfte anstrengende Arbeit ist das Los unseres Landsmannes. Dazu nöthigen ihn die Bodenverhältnisse. Findet man über sein Heim den Schein der Behaglichkeit gebreitet, dann strömt diese aus dem Herzen, sie

*) Vergl. Volksthümliches III., S. 47.

verklärt die trübe Gegenwart, sie hebt über sie hinaus. Dann erwacht auch die Fröhlichkeit, die den Ernst des Lebens besiegt, es tritt eine gewisse Poesie des Lebens hervor.

Auf dem Gebiete des Unterrichts sind neue Bahnen eingeschlagen. In der Volksschule schon sucht man den Kindern Erkenntnisse und Fertigkeiten beizubringen, die Körper und Geist kräftig und gewandt, das Gefühl rege und edel, den Charakter stark zu machen geeignet sind und im praktischen Leben sich verwerten lassen.

Wir glauben auf Grund der gegebenen Darstellungen ein unparteiisches Wort zu sagen, wenn wir behaupten, dass unser Volk in seinem Fühlen, Denken, Wollen und Handeln vollkommen gesund sei und auf dem rechten Wege einer naturgemässen, fortschrittlichen Entwicklung sich befinde.

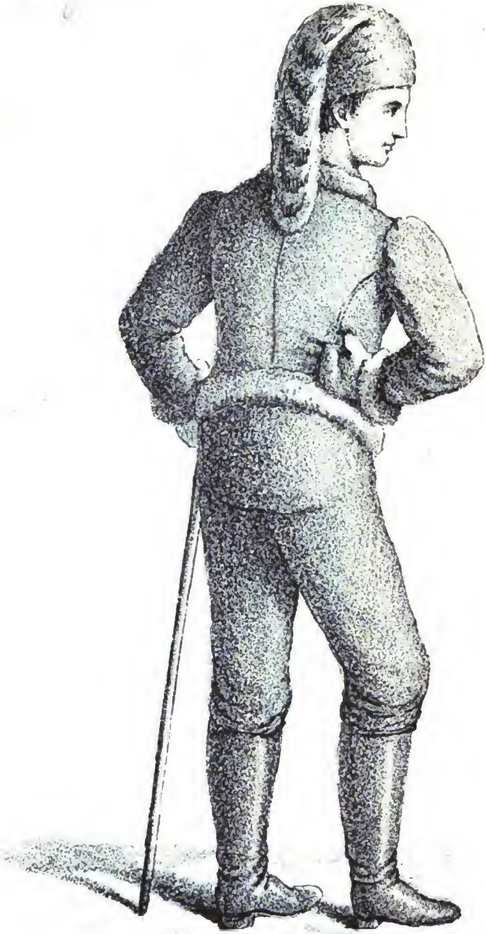


Fig. 2.

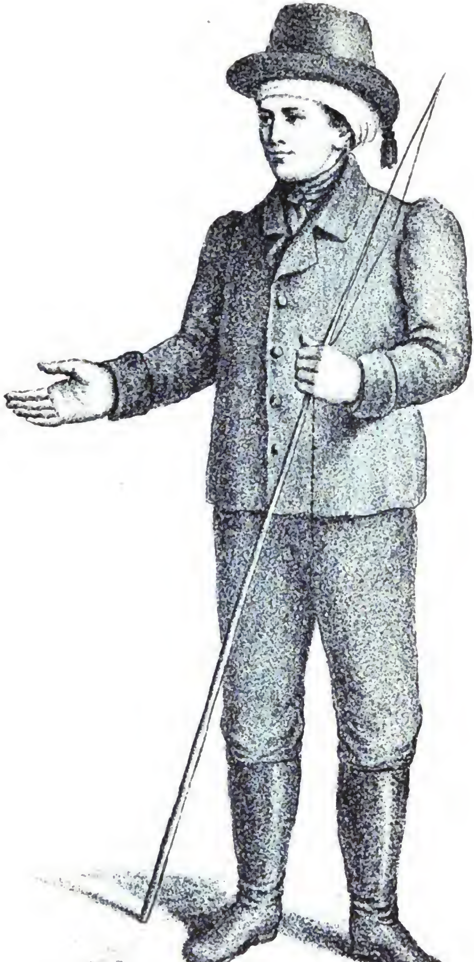


Fig. 3.



Fig. 4.

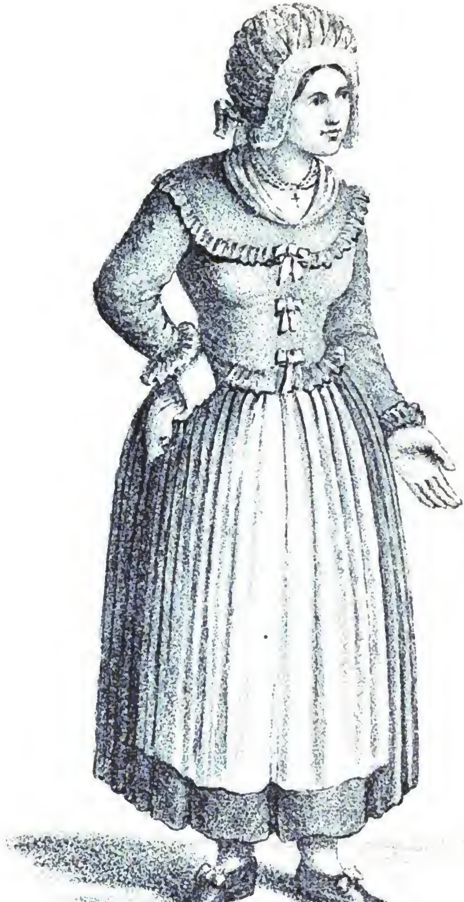


Fig. 5.



Fig. 6.



Lith. Anst. v. Herm. Gruber, Troppau.

Fig. 7.



Fig. 8.

Druckfehler.

Seite 8, Zeile 1 von oben statt Anba beufriedigte: Anbau befriedigte.

„ 46, „ 12 „ „ „ fortgeschritten: vorgeschritten.

„ 157, „ 6 „ „ „ Bewohner: Bewegung.